Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von **Hermann Bahr** / **Otto Julius Bierbaum** **Wilhelm Bölsche** / **Georg Brandes** / **Hugo von Hofmannsthal** / **Karl Jentsch** **Richard Muther** / **Felix Salten** / **Karl Schnitzler** / **Werner Sombart** / **Frank Wedekind**

Nummer 21 Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **22. Mai 1908**

Heros Hau.

In der Dämmerstunde des sechsten November 1906 wurde Frau Medizinalrath Molitor in Baden-Baden telephonisch aufs Postamt gerufen. Amtlich, wurde ihr gesagt; um ihr das Ergebnis der Recherchen mitzutheilen, die die Postverwaltung über den Absender eines gefälschten Telegrammes angestellt hatte. Das Telegramm war in Paris aufgegeben und hatte Frau Molitor dringend nach der Seine gebeten. Grund: ihre Tochter Olga, die mit ihrem Schwager Carl Hau und ihrer Schwester Lina, Haus Frau, in Paris war, sei plötzlich schwer erkrankt. Das Telegramm hat sich als eine Fälschung erwiesen. Und auch der amtliche Telephonruf war falsch. Die Post hatte Frau Medizinalrath Molitor nicht gebeten. Doch die Dame erfuhr das nicht mehr; auf dem Wege zum Amt streckte sie die Kugel eines feigen Hallunken aus dem Hinterhalt nieder. Wer war der Mörder? Niemand war bei Frau Molitor gewesen, als ihre Tochter Olga, die aber in der Dunkelheit nur einen davoneilenden Mann gesehen, ihn jedoch nicht zu erkennen vermocht hatte. Natürlich nicht. Was ging sie in diesem Augenblicke auch der erbärmliche Schuft an, wo das Kindesempfinden sich in qualvoller Angst um das tödlich verletzte Opfer sorgte. Bald lenkte sich der Verdacht auf Hau. Er wird in London verhaftet, legt sich, nach alter Gaunertaktik, aufs Leugnen und spielt zwischendurch den „wilden Mann". In der Hauptverhandlung wird erwiesen, daß er das Pariser Telegramm absandte und mit dem falschen Telephonruf Frau Molitor auf den Sterbensweg lockte; daß er an dem Mordtage heimlich in Baden-Baden war, ohne Wissen seiner Verwandten, ohne Wissen seiner Frau; und sich selber durch eine gefälschte Depesche von London nach dem Festlande rief. Daß er sich durch falsche Haartracht und falschen Bart unkenntlich zu machen gesucht, die an dem Tage getragenen Kleidungstücke in den Aermelkanal geworfen hat. Daß er ein Lügner und Aufschneider war, der auch vor Betrugsmanövern nicht zurückschreckte; feig obendrein, wie die Selbstmordgeschichte bewies; Syphilitikus, der Gattin und Kind mit der eigenen Seuche infizierte, und in kurzer Frist das ansehnliche Vermögen seiner Frau durchbrachte. Unsaubere Wege nicht, nicht Abenteuer gescheut, und schon einmal, mit dem Revolver in der Hand, mit einem Leben gespielt hat. Als Frau Molitor ermordet wurde, saß er in der Geldklemme. Ein robustes Gewissen und ein robusteres Empfinden. Er wird vor Gericht gestellt, lügt munter und giebt immer nur zu, was nicht mehr zu bestreiten ist. Kein Wort;

keinen Schritt mehr. Die Indizien häufen sich, enger schließt sich Maschengeflecht um den Hals, und sein Verteidiger sieht mit tristem Auge das Unausbleibliche kommen. Da bequemt sich der Herr zu Andeutungen, die ins Märchenland der Liebe weisen, und deutet mit vorsichtigem Finger auf Olga, die Schwägerin. Und Herr Dietz folgt behend. Kein deutliches Wort. Geraune, Gemunkel nur, das erst lauter wird, als Herr Dietz das Todesurtheil in Händen hält. Die Liebe wars, die Hau nach Baden-Baden trieb; just an dem Tage, da Frau Molitor ermordet ward; nur um seine Schwägerin noch einmal zu sehn, ehe die Reise übers große Wasser ging, fuhr er von London nach dem Festland, setzte er sich eine Perücke auf, einen Bart ins Gesicht und rief Frau Molitor aus dem Hause. (Warum sie und nicht die so heiß Ersehnte? Weil der Zweck da so leicht nicht zu erreichen war?) Das wird vernünftigen Leuten als glaubbar angemuthet, und in der Presse eifrig beschwatzt. Dabei bliebs nicht. Ob die „rothe Olga" nicht vielleicht einen Meineid geschworen, die Mutter am Ende gar selber aus dem Wege geräumt hat? Wer weiß. Techtelmechtel mit dem Schwager, die Eifersucht der Schwester, das Gutachten des Büchsenmachers, der behauptete, daß der Schuß aus nächster Nähe gefallen sein müsse, die „pikante" Lektüre und, endlich, der Revolver, den sie immer bei sich trug. Genügts nicht? Vielen hat es genügt, und durch tausend Gossen und niederträchtige Artikelchen wurde wochenlang der Name einer jungen Dame gezerrt, weil ein Schuft sie mit gut erklügeltem Spiel in sein Handeln verflechten wollte und willige Helfer fand . . .

Seit zehn Tagen wird nun gegen ein paar Redakteure verhandelt, die in der Verbreitung der niedlichen Gerüchte besonders eifrig waren. Seit zehn Tagen werden Phrasen gedroschen, wird um die Glaubwürdigkeit der Damen Eisele und Prellberg gekämpft, die sich gegenseitig der Klatschsucht und Wahrheitverdrehung bezichtigen. Auch nicht das allerbescheidenste neue Faktum trat ans Sonnenlicht. Was ist erreicht? Gar nichts. Ueber Frau Lina Hau nur wurde der Stab gebrochen, weil sie in Tagen stärkster Erregung mehr gesagt hat, als vor kalt nachprüfender Vernunft bestehen kann. Sie wurde unglaubwürdig gemacht, ganz ohne Noth. Sie hat zweifellos geglaubt, Gründe zur Eifersucht zu haben; doch sie war leicht bestimmbar (die Flucht, die Einwilligung zu dem Entschluß, gemeinsam zu sterben, und Dutzende von Zügen lassen es erkennen) und liebte Hau mit der ganzen Inbrunst ihres neurasthenischen Herzens. Liegt die Annahme gar so fern, Hau habe in ihr die Eifersucht künstlich gesteigert und unterhalten? Erhielt er nicht dadurch gerade die ohnedies von Empfindungen fast krankhaft abhängige Psyche seiner Frau in nahezu willenloser Abhängigkeit? Ein besseres Mittel, das Denken seiner Frau in den Bahnen, die er wollte, zu halten, hatte der immerhin nicht mittelmäßige Rechner ja gar nicht. Ich zweifle nicht: die Eifersucht in Frau Linas Hirn ward von Hau gepflanzt, sorgsam gepflegt, und genügte mehr als einem Bedürfniß; lag, ein angenehmes Nebenher, überdies in der Richtung des immer fabelfrohen Renommirgesellen. Der Rest war für die Hauptfrage dieses Verfahrens gleichgültig, war ein Kampf der Richter gegen eine mit schweren, doch haltlosen Vorwürfen operirende Verteidigung. Er ist, man kann es heute schon sagen, für die Herren Dietz und Bernstein sehr ruhmlos verloren, und wenn die Herrn für ihr Wiederaufnahmeverfahren nicht noch Besseres haben, als was sie bisher vorbrachten, so mögen sie die Hoffnung auf einen Erfolg vorläufig ruhig bestatten. Interessant waren nur noch zwei Kleinigkeiten. Der Professor Aschaffenburg, der im Mordprozeß als Sachverständiger geladen war, hatte bald seine Ueberzeugung von der Schuld geändert und Hau mitgetheilt, daß er, trotz aller gegen ihn sprechenden Indizien, ihn für unschuldig halte. Daß Hau dadurch in seinem Verhalten vor der

Schranke bestärkt wurde, scheint mir außer Zweifel. Gelang dies Experiment bei einem geschulten Psychiater so gut, wie mußte es erst auf Laien wirken. Doch worauf gründete sich der Glaube des Gutachters? Auf die Ruhe des Angeklagten, die scheinbare, für mein Gefühl allzu deutlich erkennbar gemachte Indolenz dem Ausgange gegenüber. „Es ist mir bisher noch niemals ein Angeklagter begegnet, der sich in so ruhiger, ich muß sogar sagen vornehmer Weise verteidigt hat. Er war vom ersten bis zum letzten Augenblick Herr der Situation. Ich habe den Eindruck, daß ihm das Endurtheil ganz gleichgültig war. Ich fragte ihn kurz vor der Entscheidung, ob er nicht etwa Herzklopfen habe, denn es könne doch ebensogut wie ein Freispruch das Todesurtheil gefällt werden. Darauf sagte er, es sei ihm ganz gleichgültig, er sei ruhiger wie alle Andern.“ Drauf der Vorsitzende: Haben Sie in der Praxis schon einmal einen Unschuldigen gefunden, der erklärt hat: Mir ist das Urtheil gleichgültig? Die Frage war ausgezeichnet und erledigte die Ueberzeugung des Herrn Professors, der, merkwürdig, in seinem Gutachten den vornehmen Streiter Hau einen „phantastischen Schwindler“ genannt hatte, rasch und endgültig. Die zweite Kleinigkeit, die interessirte, war, daß der Landgerichtsrath a. D., Doktor und Verteidiger Haus, Herr Dietz, die Kronzeugin thatlos aus dem Leben scheiden ließ, Hau damit erst die Möglichkeit seiner Vertheidigung schuf und Raum für das System von Andeutungen gegen Fräulein Olga Molitor schaffte. Er wußte, daß Frau Lina Hau sich Gift verschafft hatte, daß sie mit der Absicht umging, ihrem Leben ein Ende zu machen, und mußte überdies nach dem, was er bekundet hat, in ihr einen Hauptentlastungszeugen für den Angeklagten sehen, der sich durch diesen freiwilligen Tod in einen der schwersten Belastungszeugen verwandelte. Wie sagte doch schon Brougham? „Seinen Klienten durch alle dienlichen Mittel zu retten, ihn auf jede Gefahr hin, um jeden Preis vor allen Andern und vor sich selbst zu schützen, ist die erste und unzweifelhafteste seiner Pflichten.“ Herr Doktor Dietz denkt offenbar anders und läßt die Hauptzeugin aus dem Leben scheiden, ohne auch nur den Finger zu ernsthafter Abwehr des drohenden Mißgeschicks zu rühren. Und dieser Herr stellt sich vor die Oeffentlichkeit hin, beschuldigt Staatsanwalt und Untersuchungsrichter illegalen, mindestens illoyalen Vorgehens! Das scheint mir immerhin beträchtlicher als die Frage, ob Herr Dietz vierzehn Tage früher oder später in die Akten Einsicht bekam, (die sich ja nicht ohne seine Schuld verzögert hat).

. . . War dieser ganze, höchst unerquickliche Proceß nöthig? Nöthig, daß drei Vertheidiger sich anderthalb Wochen an der Aufgabe abmühen, unhaltbare Behauptungen zu stützen und zum Vorwand für die Betreibung eines Wiederaufnahmeverfahrens zu machen? Ich glaube: nein; glaube, daß der Versuch von Anbeginn aussichtslos war; es auch dann noch geblieben wäre, wenn der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor von Woldeck, nicht um Haupteslänge über die versammelten Intelligenzen hervorgeragt hätte.

Karl Schnitzler.

Die Kronprinzenbriefe. Von Josef Vészi.

Berlin, W. 30, 9. Mai.
Landshuter Straße 20.

Hochwohlgeboren
Herrn Eduard Goldbeck, Berlin.
Hochverehrter Herr!

Mit außerordentlichem Interesse verfolge ich im Morgen Ihre „Briefe an den deutschen Kronprinzen“. Als Fremdem steht mir natürlich kein Urteil über den politischen Inhalt dieser Aufsätze zu. Indessen möchte ich, mit Ihrer Erlaubnis, an Ihre Bemerkungen über die Beziehungen Ungarns zum Deutschen Reiche einige Erörterungen knüpfen, die Sie persönlich und vielleicht auch jene große

Oeffentlichkeit, die Ihrem Worte lauscht, interessieren dürften. Ich entnehme Ihrem jüngsten Aufsatze, daß die „Briefe an den deutschen Kronprinzen" auch in Buchform erscheinen werden. Das, was ursprünglich dem fliehenden Tage anvertraut worden, wird hierdurch gleichsam sub specie aeternitatis dem bleibenden Geistesschatze Ihres Volkes einverleibt. Und da glaube ich denn Ihnen sowohl wie der Sache der politischen Wahrheit einen Dienst zu erweisen, wenn ich, ehe Sie Ihre Schrift in ihre letzte und endgiltige Form gießen, in bezug auf die Stellung Ungarns zum Dreibunde einige neue und vielleicht sogar überraschende Gesichtspunkte aufdecke, die Ihnen bislang entgangen sein dürften.

Sie sprechen, mein Herr, von einer „tiefen und dauernden Verstimmung", die in Ungarn gegen Deutschland herrschen soll und erblicken darin für den Dreibund „geradezu eine Bedrohung und eine Entwertung". Die Diagnose klingt fast wie ein Kassandraruf, wenn man bedenkt, welchen entscheidenden Anteil Ungarn — und zwar die offizielle ungarische Staatspolitik sowohl, wie auch die öffentliche Meinung des ungarischen Volkes — an dem Zustandekommen und an der nunmehr seit drei Jahrzehnten bewährten Wirkung des später zur Tripelallianz ausgebauten deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses hatte. Unvergessen ist ja wohl noch, sollte es wenigstens sein, daß, als 1870 mächtige Wiener Einflüsse sich dem Revanchegedanken zuwandten, der ungarische Staatsmann Graf Julius Andrássy es war, der diesem unheilvollen Gedanken sich heroisch und erfolgreich widersetzte; daß nachher derselbe Andrássy die Bismarcksche Idee, das unter Preußens Führung geeinte Deutschland mit der benachbarten Habsburg-Monarchie in ein „weiteres Bündnisverhältnis" zu bringen, verwirklicht hat; und daß endlich alle diese Bemühungen des ungarischen Staatsmannes die dagegen sich geltendmachenden slawisch-österreichischen Unterströmungen nur durch die einmütige und entschlossene Unterstützung des ungarischen Parlaments niederzuringen vermochten. Unvergessen sollte in Deutschland auch sein, daß, so oft die Politik des Bündnisses mit dem Deutschen Reiche seitens der Slawen Oesterreichs angefeindet wurde, — man denke doch bloß an die Epoche des slawischen Uebergewichts von Taaffe bis Badeni —, die Aufgabe des wirksamen Eintretens für diese Politik stets dem ungarischen Parlament, der ungarischen Delegation und der ungarischen Presse zufiel und nicht nur zufiel, sondern jedesmal auch mit aller Entschlossenheit, mit unerschütterlicher Ueberzeugungstreue durchgeführt wurde. Gewiß werden Sie, mein Herr, und mit Ihnen jeder objektiv Denkende unter Ihren Landsleuten darin mit mir übereinstimmen, daß, wer einst mit sachlicher Gerechtigkeitsliebe die Geschichte des mitteleuropäischen Friedensbundes schreiben wird, nicht umhin können wird, anzuerkennen, daß ungarischer Scharfblick und ungarische Energie in hohem, ja entscheidendem Maße zu seinem Entstehen, seiner erfolgreichen Konsolidierung und segensvollen Betätigung beigetragen haben. Und es gehört wahrlich kein Prophetenblick dazu, vorherzusagen, daß in demselben Maße, wie das in Oesterreich eingeführte allgemeine Wahlrecht die slawische Bevölkerungsmajorität zur politischen und gesetzgeberischen Geltung emporführen wird, auch die konzentrisch und zielbewußt angelegten Anstürme wider die Politik des engsten Zusammenschlusses mit Deutschland wiederkehren werden und daß mithin Ungarn sich auch künftighin, ja fortab vielleicht noch mehr als in der Vergangenheit als Bollwerk dieser Politik zu bewähren haben werde.

In dieser Perspektive, mein Herr, erscheint — so will es mich bekünden — Ungarn als ein hochwichtiger Faktor der europäischen Politik, und noch höhere Bedeutung kommt ihm als dem einzigen Schutzwall, der den Anprall der slawischen Springflut gegen die mitteleuropäische Bündnispolitik aufzuhalten und abzuwehren haben wird, speziell aus dem Gesichtspunkte der internationalen Stellung des Deutschen Reiches zu.

Das sind die Gründe, die mich veran-

laßt haben, Ihre Diagnose von der „Entwertung und Bedrohung des Dreibundes durch die tiefe und dauernde Verstimmung Ungarns“ als einen Kassandraruf zu bezeichnen. Da wirft sich nun die inhaltsvolle Frage auf: trifft diese düstere Diagnose auch wirklich zu?

Gestatten Sie mir, der ich die politischen Stimmungen in meinem Vaterlande gründlichst zu kennen glaube, den Versuch, auf die durch Ihre Anregungen aktuell gewordene Frage en pleine connaissance de la cause die Antwort zu erteilen. Aber versprechen Sie mir, der Sache ganz auf den Grund zu gehen, nicht nur den Wandel zu konstatieren, der in Ungarn gegenüber Deutschland zu vollziehen sich anschickt, sondern die Verantwortung für solchen Wandel auch dann festzustellen, wenn sie statt der Spitzen des Reiches, an deren Tun und Lassen Sie Kritik üben, einen anderen Faktor treffen sollte, einen Faktor, dem Sie, verehrter Herr, viel näher stehen, als jene hohe Stelle, die für das Ponderable in der internationalen Politik des Reiches maßgebend ist.

Für das Ponderable? Nicht ohne Absicht habe ich dieses Wort gebraucht. Denn ich schicke mich eben an, nachzuweisen, daß, wenn dem Dreibunde durch die Verstimmung Ungarns eine Entwertung und Bedrohung bevorsteht — ich sage das nur hypothetisch, denn meines Erachtens ist diese Gefahr nicht, besser gesagt: noch nicht vorhanden —, lediglich Imponderabilien solchen Stimmungswechsel verschuldet haben. Soll ich deutlicher sein? Wohlan denn, mein Herr, nicht die Diplomatie des Deutschen Reiches wäre schuld daran, wenn in Ungarn der Eifer für die unversehrte Fortdauer des Dreibundes je erlahmen sollte, sondern — die öffentliche Meinung, soweit sie in der deutschen Presse zum Ausdruck gelangt. Die deutsche Diplomatie — das wird in Ungarn allseitig dankbar anerkannt — behandelt Ungarn in der rücksichtsvollsten und taktvollsten Weise. Hand aufs Herz, mein Herr, können Sie das Gleiche auch von der deutschen Presse sagen? Seit einer Reihe von Jahren ist Ungarn mit oder trotz seiner sich für das deutsche Bündnis einsetzenden Staatspolitik, mit seiner oder trotz seiner an deutsches Wissen und deutsche Kunst sich anlehnenden Kulturpolitik unausgesetzt die bête noire eines Teils der reichsdeutschen Presse. Was es auch tun, was es auch lassen möge, stets wird Ungarn in dieser Presse in der unerhörtesten Weise verunglimpft. Die mesquinsten Vorwände sind ihr nicht schlecht genug, um dem politischen, nationalen und kulturellen Renommee dieses Landes eins am Zeug zu flicken. Wenn solches von slawischer Seite geschieht, mein Gott, so mag man es immerhin begreifen. Den slawischen Einheitsbestrebungen, die das Südslawentum mit den Westslawen vereinigen wollen, ist ja der ungarische Staatsbau mit seinem nationalen Kulturinhalt ein Hindernis im Wege. Alles Slawische hat ein leicht erkennbares, ein schwer verkennbares Interesse daran, diesen „Pfahl im slawischen Fleische“ zu entfernen. Aber die Staatsweisheit, laut welcher Oesterreich-Ungarn, wenn es nicht von Geschichte und Natur aus bestünde, künstlich zusammengestoppelt werden müßte, damit zwischen Süd- und Westslawentum ein mächtiger Keil vorhanden sei, diese Staatsweisheit ist ja deutschen Ursprungs. Und durchaus in deutscher Interessensphäre liegt demnach das Postulat, daß ein kräftiges ungarisches Staatswesen sich zwischen den Karpathen und der Adria behaupte, da der Zusammenbruch Ungarns nicht nur den Ruin auch Oesterreichs nach sich ziehen, sondern selbst wenn Oesterreich dies irgendwie — ich weiß allerdings nicht gut, wie — überdauern sollte, jedenfalls ein kräftiges slawisches Gravitationszentrum an der Stelle des heutigen ungarischen Staats bedingen würde.

Ich weiß nicht, ob Sie bemerkt haben, was alles in der deutschen Presse dem ungarischen Staate und dem ungarischen Volke in den letzten Jahren nachgesagt worden ist. Ich verweise Sie einfach auf Börnes bekanntes Schimpflexikon. Was sich dort an Insulten — zum Zwecke des Humors — angehäuft

befindet, all das und noch mehr ward Ungarn ein um das andere Mal von deutschen Blättern an den Kopf geschleudert. Räuber, Schurken, Piraten, Barbarenhorde, wurden wir unausgesetzt genannt. Immer und immer wieder wurde Ungarn beschuldigt, durch bestialische Verfolgung seine andersprachigen Nationalitäten um ihre ethnographische und kulturelle Eigenart bringen zu wollen.

In 17 Stunden ist man von Berlin in Budapest. Fiel es je einem deutschen Publizisten unter denjenigen, die in dieser Kampagne sich hervortaten, bei, sich von der Stichhaltigkeit dieser wuchtigen Anklagen durch persönlichen Augenschein zu überzeugen? Hätte einer der Herren die kleine Mühe — die Ehre einer ganzen Nation, zumal einer verbündeten, hätte ein so geringes Opfer wohl verdient — nicht gescheut, er würde mit Entsetzen wahrgenommen haben, wie schmählich die Leichtgläubigkeit, oder sagen wir: der gute Glaube der deutschen Oeffentlichkeit hintergangen worden. Er hätte in der allernächsten Umgebung von Budapest einen Kranz von Ortschaften gefunden, die durchweg von andersprachigen Volkstämmen bewohnt sind, von Serben, Slowaken und in der überwiegenden Mehrzahl von Deutschen. Und er hätte konstatieren müssen, daß diese Bevölkerungen ihre Muttersprache nicht bloß im Familienkreise ungehindert gebrauchen, sondern, daß auch in Kirche, Schule, und sogar in der Gemeindeverwaltung ausschließlich die nichtungarische Muttersprache der indigenen Bevölkerung verwendet wird. Er würde namentlich gefunden haben, daß in der Schule der Unterricht nicht in ungarischer Sprache erteilt wird, sondern in der serbischen, slowakischen, deutschen, je nach der Nationalität der Einwohnerschaft, und daß die ungarische Sprache in all diesen Volksschulen nur mit ein Lehrgegenstand unter den vielen anderen ist. Auch würde er gefunden haben, daß selbst in der öffentlichen Verwaltung dieser Gemeinden die Verhandlungssprache nicht die ungarische ist, sondern wieder die serbische, slowakische und deutsche. Und wäre er diesen überraschenden Erscheinungen auf den Grund gegangen, so würde er erfahren haben, daß der ungarische Staat diesen Zustand nicht bloß duldet, sondern mit einem Liberalismus und einer Liberalität, die nur in Amerika und höchstens noch in der Schweiz ihresgleichen finden, auch noch jährlich Dutzende von Millionen aus den staatlichen Geldmitteln opfert, damit den andersprachigen Nationalitäten in Schule und Kirche eine Pflegestätte ihrer sprachlichen Eigenart erhalten werde. In der Tat sind von den 14 000 Volksschulen Ungarns rund 7500 solche, in denen die ungarische Sprache nur ein Lehrgegenstand, wie alle anderen, wie beispielsweise das Rechnen oder die Geographie, ist, während die übrigen 6500 Volksschulen allerdings die ungarische Unterrichtssprache aufweisen, aber freilich auch in Gegenden von rein magyarischer Bevölkerung untergebracht sind. Auch auf kirchlichem Gebiete liegen die Dinge nicht anders. Die Zahl der Gotteshäuser in Ungarn beläuft sich auf rund 10 000. Hiervon findet der Gottesdienst in ungarischer Sprache bloß in 4222, also in der kleineren Hälfte statt. In den übrigen ertönt nie ein ungarisches Wort, sondern das Wort Gottes wird in den sonstigen Landessprachen verkündet, und zwar ausschließlich deutsch in 1003, ausschließlich slowakisch in 1051, ausschließlich rumänisch in 3302, ausschließlich ruthenisch in 389, ausschließlich serbisch in 259 Gotteshäusern. Und der deutsche Publizist, der sich von alledem überzeugt hätte, wäre damit noch lange nicht an der Grenze des für ihn Ueberraschenden angelangt. Bei näherer Prüfung der Sachlage würde er nämlich erfahren haben, daß von den 22 Millionen, die von den Konfessionen zum Unterhalt der andersprachigen Volksschulen verausgabt werden, die verschiedenen Kirchen bloß 8 Millionen aus Eigenem aufbringen, während die restlichen 14 Millionen ihnen aus dem Staatssäckel zugeführt werden. Zudem bekommen die Kirchen für ihre streng gottesdienstlichen Aufwendungen noch einen weiteren staatlichen

Zuschuß von über 5 Millionen. Und überdies werden die Gehaltsbezüge der konfessionellen Lehrer und der Priester aus Staatsmitteln auf das gesetzlich vorgeschriebene Minimum ergänzt, was einen weiteren staatlichen Aufwand von schweren Millionen jährlich erheischt. Und dieses ungarische Land, das alljährlich Dutzende von Millionen opfert, um den nichtmagyarischen Nationalitäten in Schule und Kirche eine Pflegestätte ihrer Muttersprache zu unterhalten, wird von einem Teil der deutschen Presse jahraus jahrein ohne Widerspruch als Brutplatz der rohesten sprachlichen und nationalen Gewaltherrschaft gebranntmarkt! . . .

Ich wiederhole, in 17 Stunden ist man von Berlin in Budapest. Darf man so geringe Mühe scheuen, wenn es gilt, sich von der Stichhaltigkeit schwerer, zumal gegen ein befreundetes und verbündetes Volk erhobener Anklagen zu überzeugen? Oder hat man hier kein Verständnis dafür, daß ein Volk, je kleiner es ist, desto größeres Gewicht auf die Wertschätzung des Auslandes, auf sein unversehrtes Kulturrenommee legen muß? Man wende mir nicht ein, daß in der Realpolitik, die sich durchaus auf praktischem Boden bewegt und mit solchen idealen Faktoren — wie etwa der gute Ruf eines Landes — wenig zu schaffen hat, derlei imponderable Güter kaum in die Wagschale fallen. Ich antworte darauf Zweierlei. Erstens, daß ein Allianzverhältnis durch die Diplomatie nur der Form nach eingegangen werden kann; um sich auch wirksam zu betätigen, muß es durch die wechselseitige Wertschätzung der betreffenden Völker und durch das Bewußtsein, daß der Verbündete die angelobte Solidarität im Notfalle gern und opferfreudig bekunden werde, geschützt und getragen sein. Zweitens aber ist der gute Ruf eines Volkes nicht nur sittliches Gut, er ist auch die Basis seines staatlichen Seins, ebenso, wie der moralische Kredit im Erwerbsleben des Einzelnen die Grundlage seines wirtschaftlichen Kredits bildet. Den Verbündeten um seine Reputation bringen, heißt, ihn materiell schädigen, heißt, ihn in Friedenszeiten um einen Teil seiner Wehrfähigkeit verkürzen.

Ich weiß und gestehe es dankbar ein, daß nur ein Teil, ja der kleinere Teil der deutschen Presse diese systematische Verunglimpfung des ungarischen Volkes und des ungarischen Staates betreibt. Aber — Ehre den wenigen Ausnahmen — die übrigen bescheiden sich eben damit, nicht mitzutun. Ihr Wohlwollen ist ein passives, ich möchte sagen: ein latentes. Zu einem Worte der Abwehr raffen sie sich kaum je auf. Und so sieht sich denn Ungarn in der keineswegs erquicklichen Lage, einem Teile der deutschen Presse als bête noire, dem anderen aber als quantité négligeable zu dienen. Ist es doch mir passiert, daß eine angesehene deutsche Zeitschrift, die ein volles Jahr hindurch ihre Spalten, der nachweislich slawischen Propaganda zuliebe, jedweder Beschimpfung Ungarns zur Verfügung gestellt, ihre Publizität selbst einer tatsächlichen Berichtigung nicht hat eröffnen wollen, wiewohl diese nämliche Zeitschrift sehr eifrig darauf los ist, die deutsche Freundschaft für Dänen, Polen und sogar für Franzosen warm zu halten. Ich frage Sie, mein Herr, wäre es unter so bewandten Umständen ein Wunder, wenn in Ungarn in der Tat eine „tiefe und dauernde Verstimmung gegen Deutschland" platzgegriffen hätte? Die Ungarn, denen man wahrlich keinerlei Degeneriertheit ansieht, müßten ja ein Volk von Masochisten sein, um diejenigen zu lieben, von denen sie mit Peitschenhieben regaliert werden.

Und wenn diese Art, Ungarn en canaille zu behandeln, wenigstens in deutsch-nationalen Gesichtspunkten ihre Begründung fände. Aber auch das ist ja durchaus nicht der Fall. In den „Preußischen Jahrbüchern", einem gewiß nicht magyarenfreundlichen Organ, hat der siebenbürgisch-sächsische Publizist, Herr Emil Neugeboren, also ebenfalls kein magyarischer Chauvinist, erst kürzlich auseinandergesetzt, daß, von dem Moment angefangen, da auch die ungarische Regierungspolitik in das Zeichen des allgemeinen Stimmrechts trat, die vollständigste Interessensolidarität zwischen dem magyarischen und dem deutschen Volksstamm gegeben ist.

Ungarn und Deutsche bilden nämlich in Siebenbürgen gegenüber der rumänischen Mehrzahl die — ich gebe den Ausdruck Neugeborens wieder — Kulturminorität, die ihren politischen Besitzstand nur durch einträchtiges und geschlossenes Zusammengehen zu behaupten vermag. Sie sehen, verehrter Herr, daß den Deutschen Ungarns die richtige Erkenntnis darüber, auf welcher Seite sie ihre Bundesgenossen zu suchen haben, bereits aufzudämmern beginnt. Der bedrohte nationale Lebensinstinkt weist ihnen, wofern sie noch zaudern sollten, den richtigen Weg. Ich muß sagen, wäre ich Reichsdeutscher, ich wollte das nicht besser wissen als diejenigen meiner Volksgenossen, an deren Haut es geht. Ein hervorragender deutscher Publizist hat neulich in einem hiesigen Blatte die ihm merkwürdig scheinende Tatsache erörtert, daß in den „Karpathen", der wackeren Zeitschrift der siebenbürgischen Sachsen, „die magyarischen Bedrücker" ganz glimpflich wegkommen. Läse er diese an Sie gerichteten Zeilen, so würde er diese Erscheinung vielleicht nicht mehr merkwürdig, er würde sie am Ende gar für das Selbstverständlichste halten. Und daß die Anschauung des Herrn Neugeboren über die Interessengemeinschaft zwischen magyarischem und deutschem Volkstum in Ungarn auch auf der anderen Seite geteilt, ja sogar in der praktischen Politik honoriert wird, geht — wie ich glaube — klar genug aus dem Umstande hervor, daß der ungarische Minister des Inneren, Graf Julius Andrássy, erst kürzlich den Beschluß der Oedenburger Stadtverordneten, wonach die Referate der städtischen Beamten auch in deutscher Sprache zu erstatten seien, gutgeheißen, das ungarische Parlament aber diese ministerielle Erklärung mit großer Mehrheit zustimmend zur Kenntnis genommen hat. Sie sehen, mein Herr, die Fäden der friedlichen und freundschaftlichen Verständigung werden de part et d'autre gesponnen. Wenn nur die alldeutsche Schere nicht wieder mit ihrem ungeschlachten Uebereifer dazwischenfährt . . .

Ich komme zum Schlusse. Die ungarische Staatspolitik bleibt in bezug auf das deutsche Bündnis auch in Hinkunft das, was sie bislang war: ein festes Bollwerk, an dessen Gemäuer jeder slawische Ansturm zerschellen muß. Es sei denn, daß auf einer Seite deutsche Hände fortfahren, in diesen Schutzdamm die Breschen des Hasses zu legen, und diesem leichtfertigen Beginnen von Seite der vorurteilsfreien öffentlichen Meinung des deutschen Volkes nicht gewehrt wird. Wie soll Ungarn fest zum deutschen Bündnis stehen, wenn man mit deutschen Knütteln es von dort zu vertreiben trachtet? . . .

Ich weiß nicht, ob Sie Zeit und Geduld genug gehabt haben, diese Ausführungen zu Ende zu lesen. Ich wünsche, Sie hätten es. Nicht als ob ich die Hoffnung hegte, Sie gleich prima auditu überzeugt zu haben. Aber vielleicht regt sich in Ihnen, mein Herr, der Wunsch, diese Angelegenheit zur öffentlichen Diskussion gestellt zu sehen. Verfügen Sie über die an Sie gerichteten Zeilen vor der Oeffentlichkeit, die dem deutschen Publizisten sicherlich zugänglicher als mir, dem Fremdling, ist. Und haben Sie noch Bedenken, so halten Sie mir sie entgegen. Nur das eine soll nicht stattfinden: daß nach so vielen und leidenschaftlichen Anfeindungen, die Ungarn in der deutschen Presse erlitten, der sich freiwillig meldenden Verteidigung das Wort verweigert werde. Ermöglichen Sie, daß, wenn man über Ungarn um jeden Preis aburteilen will, dies zum mindesten nicht nach Kannibalenart, sondern im Wege des kontradiktorischen Verfahrens geschehe. Dann werden die Wunden, die ein Teil der deutschen Presse geschlagen, durch die Hand eines deutschen Publizisten wieder geheilt.

Solches erhoffend, habe ich die Ehre zu sein

Ihr sehr ergebener

Josef Vészi

kön. ung. Ministerialrat a. D.

Aus unveröffentlichten Briefen des Kaisers Wilhelm I.

Von Heinrich von Poschinger, Nizza.

(Nachdruck verboten.)

Selten wird es vorgekommen sein, daß ein Brüderpaar einem Lande so völlig verschieden geartete Regenten gegeben hat, wie dies bei Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. der Fall war. Eine feinsinnige Parallele zwischen den beiden Herrschern findet sich in den Denkwürdigkeiten des Prinzen Kraft Hohenlohe, welcher zu dem Ergebnisse kam, Friedrich Wilhelm IV. habe sich mit Interesse jeder neuen Idee hingegeben, aber das Interesse für das Neue sei rasch durch das Interesse für das noch Neuere abgelöst worden, und so habe er nichts zu Ende geführt. Wilhelm I. hingegen sei jeder neuen Idee anfänglich mit Zögern, ja mit Mißtrauen entgegengetreten; habe er sie einmal erfaßt, so habe er sie auch durchgeführt. Als Prinz von Preußen verfolgte er vielfach eine andere Politik, wie sein kgl. Bruder Friedrich Wilhelm IV. Als stiller Zuschauer die politischen Dinge in einer Weise sich entwickeln zu lassen, die ihm nicht gefiel, das lag nicht in der Natur des temperamentvollen Prinzen, und da er es nicht für angemessen erachtete, den König selbst in seiner Auffassung zu bekehren, so unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel mit dem ersten verantwortlichen Beamten des Königs, dem Ministerpräsidenten Otto Freiherrn von Manteuffel. Aus diesem Briefwechsel mögen im nachstehenden einige Piècen mitgeteilt werden.

Der preußische Gesandte in London, Bunsen, hatte in einer nach Berlin gerichteten Depesche die innere Lage Englands am Vorabend der orientalischen Verwickelung in den rosigsten Farben geschildert. Das vergangene Jahr habe einen Ueberschuß von fast 1 Million Pfund Sterling gegeben, trotz bedeutender Ermäßigungen der Stempel- und anderer Steuern. Augenblicklich würden unermeßliche Rüstungen zur See und zu Lande gemacht. „England verlangt keine Hilfe, kann sie aber gewähren."

Bei Rücksendung der vorstehenden Depesche an den Minister Freiherrn von Manteuffel bemerkte der Prinz von Preußen:

Coblenz den 12. Januar 1853.

Nur zwei Worte bei Rücksendung der Anlage. Die Bunsensche Depesche über die allgemeine Lage Englands erscheint mir etwas sanguinisch zu sein; doch man muß die Zukunft abwarten; sehr interessant ist die Abhandlung gedacht u. geschrieben. Ueber einen Passus ersuche ich Sie mir eine Mittheilung zukommen zu lassen; er sagt nämlich, er habe Ihnen eine Denkschrift eingereicht über Art und Zeit in England günstige Anleihen zu schließen. Da ich, wie Sie aus meinem neuen P. M. an den König ersehen werden, von meiner Ansicht nicht ablasse, daß Preußen Geldmittel bereit halten muß, mit oder ohne Eisenbahn Vorwand — so ist es mir von großem Interesse zu wissen, was Bunsen über Anleihen in jener Denkschrift gesagt hat.

Ihr
Prinz v. Preußen.

Der nachfolgende an Manteuffel gerichtete Brief des Prinzen bezieht sich auf die orientalische und Schweizer Angelegenheit. Der darin erwähnte Herr von Balan war damals der erste vortragende Rat der Politischen Abteilung des Auswärtigen Ministeriums in Berlin.

Berlin den 8. Juni 1853.

Der König hat mir eine umfassende Darstellung der orientalischen und Schweizer Angelegenheiten gemacht, um in London orientirt zu sein. Ich ersuche Sie mit des Königs Erlaubniß, mich fortgesetzt durch kurze Notizen au courant der Dinge zu erhalten (vielleicht durch Balan) weshalb ich meine Reiseroute beilege.

Gegen den 25. darf ich um eine Art Memoire bitten, damit ich für London ganz orientirt bin. Sollte es wünschenswerth erscheinen auch in Petersburg, wohin ich eingeladen bin zum Juli, zu sein, so würde ich die Befehle dazu abwarten, da ich vorläufig wegen Badekuren den Besuch nicht annahm.

Ihr
Prinz v. Preußen.

Der folgende Brief des Prinzen berührt die Krisis des Zollvereins und die dadurch veranlaßte starke Spannung des politischen Verhältnisses zwischen Preußen und Oesterreich. Seit November 1852 hatte sich ein versöhnlicher Umschwung vollzogen. Da Oesterreich auf dem von Preußen vorgeschlagenen Weg zur Eröffnung von Separatverhandlungen einging, so erfolgte schon in den ersten Tagen des Dezember die Absendung eines österreichischen Bevollmächtigten nach Berlin, und zwar wurde hierzu der Minister von Bruck gewählt, was hinreichend bezeugte, welchen Wert Oesterreich auf die Verhandlung und den beschleunigten Abschluß derselben legte. Bald darauf — jedenfalls nicht ohne Zusammenhang mit der handelspolitischen Frage und der dadurch bewirkten allgemeinen politischen Lage — traf der Kaiser Franz Joseph von Oesterreich zum Besuche des Königs Friedrich Wilhelm IV. in Berlin ein (17. Dezember).

Hierauf bezieht sich das nachfolgende Handbillet des Prinzen von Preußen an Manteuffel, welches bei der Flüchtigkeit, mit der es geschrieben, leider ein paar unleserliche Stellen enthält, die wir durch Punkte angedeutet haben.

Coblenz den 12. Januar 1853.

Habe ich so unrecht gehabt, wenn ich die Kaiservisite in Berlin eine Komödie nannte?? Ich dächte, die Ernennung Prokesch's*) bedarf keines Kommentars in Oesterreichs Interesse. Mit Hinblick auf die Berliner Visite ist diese Ernennung dumm, denn sie beweist uns . . . . . .
Sonst natürlich paßt sie in Oesterreichs alte Pläne, Süddeutschland von uns wieder abzuziehen. Für uns ist diese Ernennung wichtig, weil sie, wenigstens so Manchem unter uns, der von der Visite éblouirt war, die Augen öffnet und klar sehen lassen wird. Seien Sie fest und energisch in den Zollverhandlungen, was am Morgen des 21. Dezember nicht erreicht wurde, soll nun über Frankfurt a. M. à la main erreicht werden: Kompanie Bruck,

Ihr
Prinz von Preußen.

Berlin den 11. Januar 1858.

Wird es nöthig sein, daß ich einen Brief an den Kaiser von Oesterreich dem Generallieutnant von Willisen mitgebe? Sie würden ihn wohl konzipiren lassen, damit ich ihn abschreibe?

Ich glaube General Willisen geht Morgen Abend ab.

Ihr
Prinz von Preußen.

*) Graf Anton von Prokesch-Osten von 1849 bis 1852 Oesterreichs Gesandter in Berlin. Von 1853 bis 1855 österreichischer Präsidialgesandter am Bundestage.

Fritz von Uhde.

Von Richard Muther.

Es ist merkwürdig, wie schnell auf den Kampf die Ruhe, auf das pathetische Für und Wider die historische Gelassenheit folgt. Vor 24 Jahren, als Uhde seine ersten biblischen Bilder ausstellte, erregte er einen Sturm der Entrüstung. Man war an Plockhorst gewöhnt. Also fand man es empörend, daß Uhde nicht auch einen Aufguß Rafaelschen Tees servierte. Man war historisch gebildet. Also fand man es lächerlich, daß er Christus unter moderne Menschen setzte. Andere replizierten darauf: sämtliche alten Meister haben die Geschehnisse der Bibel in ihre eigene Zeit verlegt. In Gozzolis und Ghirlandajos, in Eycks und Memlings Werken lebt das 15. Jahrhundert mit seinen Menschen und Moden, seinen Sitten und Gebräuchen fort. Dürer hat das Leben der Maria wie ein Frauenleben aus dem Nürnberg seiner Tage erzählt. Uhde tut nichts anderes, als was die Großen der Vergangenheit, noch Murillo und Rembrandt taten. Selbst die Bibelmalerei des italienischen Cinquecento war nur scheinbar Idealismus. Die gravitätischen Heiligen Rafaels und Tizians sind Verwandte der würdevollen, ernst repräsentierenden Menschen, die wir aus den Bildnissen der nämlichen Meister kennen. Und da die „klassische" Kunst also auch im Leben wurzelte, war es falsch, wenn spätere Akademiker in ihr die ewig gültigen Rezepte zur Anfertigung biblischer Bilder zu finden glaubten. Was in der Originalausgabe echt war, wurde in solchen Nachahmungen zu totem, geistlosem Schema. Besonders nordische Maler müssen lügen, wenn sie um die Pose Rafaels sich bemühen. Denn der nordische Mensch kennt den dramatischen Schwung der Geste nicht, in den sich beim Südländer seelisches Leben umsetzt. Wir bleiben äußerlich still, während es in uns rumort und zuckt. Statt Uhde zu tadeln, weil er die edlen Gesten Plockhorsts nicht hat, muß man ihn im Gegenteil loben, weil er zarte seelische Dinge ohne jedes Hilfsmittel einer konventionellen, dem Arsenal alter Kunst entlehnten Gebärdensprache ausdrückt. Er hat der religiösen Malerei neues Lebensblut zugeführt, indem er von allem Kostümschwindel, aller falschen Noblesse absehend wieder wie Rembrandt das Hauptgewicht auf den psychischen Stimmungsgehalt der Themen legte.

So argumentierte man damals. Heute ist die Entrüstung verstummt. Daß Uhdes biblische Bilder die feinsten Paraphrasen sind, die das Evangelium in unseren Tagen noch fand, geben die meisten zu. Doch auch den anderen Satz, er habe die religiöse Malerei neu belebt, kann man nicht unterschreiben. Man sieht in seinen Bibelbildern eher Paradigmen jener Unklarheit, die überhaupt durch die künstlerischen Bestrebungen des letztvergangenen Jahrhunderts ging.

Denn darüber besteht kaum ein Zweifel: die eigentliche religiöse Kunst ist schon seit dem 17. Jahrhundert tot. Das 18., revolutionär auf allen Gebieten des Geisteslebens, ist der Anfang der neuen Zeit auch insofern gewesen, als es die alte Bibel-

malerei resolut zu den Akten legte. Tiepolo, der letzte große Kirchenmaler, ließ das, woran Jahrhunderte geglaubt hatten, in einem Feuerwerk von Esprit verpuffen. Watteau und Boucher, Goya und Fragonard haben an alles andere eher als an die Bibel gedacht. Und wenn das 19. Jahrhundert die Verpflichtung fühlte, auf die alten Themen zurückzugreifen, so entsprach das nur der retrospektiven Gesinnung einer Zeit, die sich erst mit der Vergangenheit auseinandersetzen mußte, bevor sie endgültig zum Bewußtsein ihrer selbst gelangte.

Die Geschichte der religiösen Malerei des 19. Jahrhunderts ist also eine große Leidensgeschichte, ein Todeskampf, eine Kette mißglückter Versuche gewesen. Erst kamen die Nazarener. Overbeck, Schnorr und Cornelius suchten im Anschluß an die primitiven Italiener eine neu-deutsch-religiöse Kunst zu gründen. Doch wie matt ist alles, wie limonadenhaft abgestanden. Nur wie durchs Telephon, abgeschwächt und klanglos, glaubt man die Stimme der alten Meister zu hören. Der Beweis, daß aus den Elementen einer toten Weltanschauung Neues sich nicht formen läßt, konnte nicht schlagender als durch diese Bilder erbracht werden. Später machte dann die Bibelmalerei in automatischer Reflexbewegung alle jeweils herrschenden Moden mit. Die Welt war seit den vierziger Jahren in das Zeichen des Verkehrs getreten. Es gab Eisenbahnen und Dampfschiffe. Die Genre- und Landschaftsmaler hatten aus den neuen Reisemöglichkeiten Nutzen gezogen, indem sie zu Globetrottern wurden und über die Sehenswürdigkeiten fremder Länder berichteten. Eine solche Anregung, ihren Bildern ethnographisches Interesse zu verleihen, ließen auch die Bibelmaler sich nicht entgehen. Der Engländer Holman Hunt und der Franzose Horace Vernet fuhren nach Palästina und kleideten die Bibel neu ein, indem sie echte Orientalen inmitten orientalischer Szenerien als Maria und Josef vorführten.

Weiter folgte, parallel mit der Historienmalerei, das biblische Prunkstück. Auf den religiösen Bildern Munkácsys paradieren dieselben schön kostümierten Modelle, die auf Pilotys Historien die Statistenrollen der Weltgeschichte spielen. Gabriel Max versuchte diese Galavorstellungen durch pikante spiritistische Zugaben zu beleben. In einer Zeit, als der Hypnotismus ein beliebtes Gesellschaftsspiel war, machte er Christus zu einem blassen Magnetiseur, der durch Fixieren und Handauflegen seine legendarischen Wunder verrichtet. Als geschichtliche Sittenbilder bezeichnete man die Werke, die sich in der Wiedergabe des Hausrates, der Möbel und Kleider der alten Zeiten ergingen. Ein Ableger dieser Butzenscheibenkunst war die religiöse Malerei Eduard von Gebhardts, der die biblischen Geschehnisse im Reformationszeitalter, in den Tagen Dürers und Cranachs spielen ließ.

Unterdessen war das moderne Zeitgemälde auf die historische Aera gefolgt. Statt Helden der Weltgeschichte auszugraben, wollte man die Gegenwart malen. Menzel, der als erster diese Wendung machte, hat auch zuerst ein biblisches Thema in diesem Sinne behandelt, und sachlich wie er war, glaubte er korrekt zu verfahren, indem er jüdische Modelle verwendete. Auf seiner Lithographie von 1851, die den 12jährigen

Jesus im Tempel darstellt, hält ein gescheiter Judenjunge älteren jüdischen Herren aus Berlin SO. einen klugen Vortrag. 1879 auf der Münchener Ausstellung entsetzten die bekannten Bilder von Max Liebermann und Ernst Zimmermann durch die gleiche semitische Note.

Durch diese Werke (Liebermanns Bild hat bekanntlich nicht mehr die ursprüngliche Fassung) war eines klar erwiesen: der moderne abendländische Jude kann, wie die Verhältnisse einmal liegen, nicht als Akteur der biblischen Geschehnisse verwendet werden, ohne daß die Bilder einen Stich ins komisch Travestierende bekommen. An diesem Punkte setzt also die Bibelmalerei Uhdes ein. Bastien-Lepage hatte in dem nämlichen Jahre, als Liebermann seinen 12jährigen Jesus ausstellte, die Jungfrau von Orleans gemalt, wie sie als blasses Bauernmädchen garnwindend in ihrem Garten sitzt und plötzlich aufsteht, weil sie die Stimmen der Schutzheiligen Frankreichs hört. Die gleiche bäuerliche Note glaubte Uhde, vom Jüdischen ins Arische überlenkend, seinen Bibelbildern geben zu können. Oberbayrische Landleute hören die Bergpredigt, wohnen der Verkündigung bei oder wandern als Maria und Josef abends nach Dachau. Oberbayrische Bauernkinder geben schüchtern einem fremden Herrn, dem Heiland, die Hand, der während des Religionsunterrichtes in ihre Schulstube tritt. Und man findet noch jetzt, daß diese Werke in allen den Dingen, die dem Leben, dem wirklichen Leben von heute entnommen werden konnten, sehr schön und stimmungsvoll sind. Allerliebst ist die täppische Zutraulichkeit der Kleinen in dem Bild „Christus als Kinderfreund". Wundervoll sind in anderen Bildern die Interieurs und Landschaften, in denen die Geschehnisse spielen. Doch weiter in der Bewunderung zu gehen, entschließt man sich schwer. In Fällen, wo der Nachdruck weniger auf das Landschaftliche und rein Genrehafte als auf das Transszendentale des Motivs gelegt ist, mußte selbst ein Bibelmaler vom Schlage Uhdes versagen. Denn echte Kunst kann nur im Leben wurzeln. Uhde bemühte sich, schlicht und natürlich zu schildern, wie die Wundergeschichten der Bibel auf einfache Menschen von heute wirken könnten. Doch wie würden Bauern unserer Zeit sich benehmen, wenn ihnen Christus predigte oder ein Engel erschiene? Wie würde Christus selbst sich benehmen, wenn er unter die Menschen von heute träte? Die alten Meister konnten für die Darstellung solcher Dinge gewisse Anhaltspunkte im Leben finden. Denn noch im 17. Jahrhundert gab es Heilige mit den Allüren des Messias; noch im 17. Jahrhundert spielten Szenen, gar nicht unähnlich denen, die in der Bibel erzählt werden, auf den Straßen und in den Kirchen sich ab, wenn etwa ein Wunderdoktor einen Kranken heilte oder eine Reliquie zu bluten begann. Auch der moderne Künstler kann glaubhaft nur wiedergeben, was er im Leben sieht. Diese Erkenntnis war der Ausgangspunkt der großen Bewegung, die sich an das Auftreten der Impressionisten knüpfte. Vorher, in den Tagen des Historienbildes und der anekdotischen Genremalerei, hatte man kostümierten Modellen die Rollen einstudiert, die sie als Akteure eines geschichtlichen Dramas, eines Rührstückes oder einer Humoreske zu spielen hatten. Jetzt wollte man dem

Leben, dem eigentlichen Leben all die Bewegungen und Ausdrucksnuancen absehen, die vorher Modellposen und Modellgrimassen gewesen waren. Menschen, wirkliche Menschen wollte man vor Augen stellen, die sich so unbefangen gaben, als hätten sie kaum geahnt, daß der Blick eines Malers auf ihnen ruhte. Dieses Programm zu befolgen, ist einem Bibelmaler nicht möglich. Statt seine Eindrücke in der Wirklichkeit sammeln zu können, muß er gleich den Historienmalern Modelle so abrichten, daß ihre Gesten und Empfindungen das ausdrücken, was ein gegebener Text verlangt. Diese Regie ist auch in Uhdes Bibelbildern oft sehr bemerkbar. Wenn er gelegentlich einer Enquete, die über den Niedergang Münchens als Kunststadt veranstaltet wurde, von dem barocken Zug sprach, der in manche seiner Werke gekommen sei, so hätte er mit noch größerem Recht darauf hinweisen können, daß darin ein Stück von Piloty fortlebt. So sehr er von deklamatorischem Pathos, vom „Lärm in Gefühlen" sich fernhielt, ähneln seine Werke den Erzeugnissen der Historienmalerei doch insofern, als ihnen nicht selten ein gewisser Modellbeigeschmack, etwas künstlich Gestelltes anhaftet, was die eigentlich moderne Kunst prinzipiell zu vermeiden sucht.

Worin liegt seine Stärke? Welche seiner Werke werden voraussichtlich späteren Generationen als die feinsten erscheinen? Nun, ich glaube, es werden diejenigen sein, in denen er nichts anderes als ein Stück geschaute, im Leben geschaute Wirklichkeit gibt. Mit solchen Bildern begann er. Die Näherinnen, der Leierkastenmann, die Trommler hatten seinen Namen schon bekanntgemacht, bevor er der Sänger des biblischen Epos wurde. Und solche schlichten, gar nicht für Ausstellungen berechneten Bilder ziehen sich durch sein ganzes Schaffen hindurch. Immer sieht man sie gern. Man fühlt sich kaum veranlaßt, dem Maler besondere Komplimente zu machen. Denn Uhde gehört nicht zu denen, die in der Lösung technischer Probleme das oberste Ziel der Kunst erblicken. Doch man fühlt sich angenehm berührt. Es ist als hätte man in der Wirklichkeit etwas Sympathisches und Liebes gesehen. Ein Künstler spricht, dem ein sattelfestes, nie versagendes Können doch nur Ausdrucksmittel eines sehr zarten, tiefen Empfindens ist. Darf man diese Art, das Handwerk zu beseelen, als deutsch bezeichnen? Man zaudert mit der Antwort. Denn man erinnert sich der Phrasen, die über das Deutschtum in der Kunst zur Genüge geprägt wurden. Doch immerhin — daß die germanische und die romanische Kunst gewisse Unterscheidungsmerkmale aufweisen, daß man für Dürer und Cranach, für Pieter de Hooch und den delfftschen van der Meer, für Schwind, Spitzweg und Führich vergeblich nach Gegenwerten in der italienischen und französischen Kunst sucht, läßt sich kaum verkennen. Und etwas von diesem herzerwärmenden, blauäugig-blonden Germanentum glaubt man auch in Uhdes Werken zu finden. Das oft mißbrauchte Wort vom deutschen Gemüt ist hier keine Lüge. Inmitten einer Kunst, die immer mehr in kosmopolitische Bahnen einlenkt, steht Fritz von Uhde als ein Meister, den noch sehr viel Innerlichkeit mit der deutschen Volksseele verbindet.

Blätter aus Fiesole. Von Otto Julius Bierbaum.

II.

(Zweite Dezemberhälfte 1907.)

Wohl dem, der keine „Nerven" hat!

Aber: Wer wäre heute, der keine hätte?

Es ist, wie Max Halbe treffend gesagt hat, die „Verwünschung dieser Zeit", nervös zu sein. Von Künstlern kenne ich nur drei, die nicht nervös sind: Stuck, Gulbranssson, Liliencron.

Verbindet sich Nervosität mit Geldsorgen, so ist es eine Hölle, neben der die von Dante gesehene als Idylle wirkt.

„Der Geier des Ehrgeizes richtet den Schnabel
Immer nur gegen den eigenen Nabel"

sagt (ich stehe nicht für die Worte, aber für das kühne Bild des benabelten Vogels ein) der sonderbare Ornithologe in Alt-Rahlstätt. Ist das richtig, so decken sich Ehrgeiz und Nervosität in einer wesentlichen Eigenschaft. Sichselbstzerreißenwollen ist Nervosität. Zum Glück (Glück?) macht sie aber auch feig. Erst wenn sie geradezu und völlig Verrücktheit wird, bringt sie die Courage auf zu Gift, Dolch, Strick oder Revolver.

*

Die Italiener müssen früher nervös gewesen sein als wir. Ihr Wort für Langeweile (noia) hat eine dunkle Begriffsschattierung, die sich fast mit dem deckt, was ich als Langeweile der Neurasthenie bezeichne: die krankhafte, zerrige Verdrießlichkeit, die nur um Haaresbreite von Lebensüberdruß entfernt ist. Dieses Wetter jetzt nennen sie noioso, und sie wollen damit keineswegs bloß sagen, daß ewiger Regen langweilig sei. Man muß nur Ohren haben, zu hören, wie sie das aussprechen: tempo noioso, und man fühlt, wie viel Last, Qual, Ekel sie auf das vorletzte o häufen.

Die Deutschen haben den schönen Tropus dafür: „Es ist zum Auswachsen," was wohl so viel heißt, wie: „Es ist zum Buckligwerden." Aber da ist schon Humor dabei, — Galgenhumor: Nervenhumor.

*

Nachdem es zwei Wochen lang lau geregnet hat und, ungeheuren weißen quabligen Mehlwürmern vergleichbar, unausgesetzt Nebelschläuche den Mugnone hinab nach Florenz gekrochen sind, raffte ich mich endlich auf und ging in die Uffizien, wie man in ein Sanatorium geht. Ich wollte endlich etwas Schönes sehen, etwas, das nie noios werden kann, da es nicht aus der noia geboren ist, sondern aus der gioia, und ich meinte, meine alten Nothelfer Cimabue und Giotto würden mich über all diese dumme, dumpfe Trübsal wegtrösten. — Schauerliche Enttäuschung: Sie haben mich verhöhnt! Diese beiden Frommen haben mich verhöhnt wie niederträchtige Teufel. Ich stand vor ihnen wie ein Kunstgelehrter und kriegte die vergleichende Krankheit. Der Teufel des Blödsinns selber setzte sich mir auf die Schultern, bohrte mir seine zwei Zeigefinger wie Zügel zwischen die Lippen, schlug seine Hufe mir wider die Weichen und ließ mich unter lautem Herausstoßen des gräßlichen italienischen Hü-Rufes, der wie ein viehisches Rülpsen (üip!) klingt, gleich einem gepeinigten Esel durch alle Säle, Kabinette und

Korridore trabrennen. Höllischer Unfug! Idiotenhaftes Benehmen! Aber ach, — ich war nicht der einzige Esel, der sich so am Geiste der Kunst versündigte. Eine ganze Schar rannte mit mir, und sie war nicht einmal vom Teufel blödsinniger Nervosität geritten, sondern von dem unausstehlichen Brillenaffen der Gelehrttuerei: Auf ihnen saß der Geist der Baedekerei und hieb sie so gewaltig mit seinem Schulmeisterbakel über den Hintern, daß sie fast noch unsinniger rannten als ich. Einige aber waren bedächtiger. Wie sie an den meisten Bildwerken vorüberstorchten, ohne auch nur einen Blick auf sie zu werfen, indem sie lediglich die Nummerntafeln ablasen, während sie andere, deren Nummern in ihrem roten Buche einen Stern hatten, mit abscheulicher Geschäftsmäßigkeit beschnoberten, kamen sie mir vor wie Hunde, die an zwanzig Eckfteinen vorüberrennen, um am einundzwanzigsten das Bein zu heben. Während aber Hunde, wenn sie so tun, wenigstens nicht bellen, so begannen diese Schauderhaften auch noch zu reden, indem sie schnoberten. Sie baedekerten. Die rote Reisepest der Deutschen müffelte aus ihnen.

Wann endlich wird dieses entsetzliche Magisterbrevier ausgetilgt werden aus der deutschen Kultur, der es wahrhaftig schweren Schaden lange genug zugefügt hat! Es steht mir nicht zu und liegt mir ferne, die Gelehrtheit der Leuchten deutscher Kunstwissenschaft in Zweifel zu ziehen und gering anzuschlagen, die in diesen roten Büchern ex cathedra der jeweils herrschenden Schule die letzten Wahrheiten kritischer Kunstforschung predigen, — aber was, um Gottes willen: was soll diese Professorenweisheit in der Hand von Leuten, die doch wohl nicht reisen, um Kunstgeschichte zu lernen, sondern um ihren Alltag aufzuhellen im Lichte der Schönheit, die hier aus früherer, ästhetischer Kultur ein paar Strahlen für uns Arme übrig gelassen hat. Sie kann nur Unheil anstiften, das Unheil dünkelhafter Oberflächlichkeit, die urteilen will, ehe sie gelernt hat, zu sehen, zu empfinden. Die Herrschaft Baedekers ist kein Beweis des wissenschaftlichen Geistes der Deutschen, sondern deutscher Barbarei. Die Vandalen, die ehemals antiken Götterbildern Nasen, Arme, Beine abschlugen, haben sich im Grunde weniger barbarisch aufgeführt als diese frechen Touristen, die es sich unterstehen, mit ihrer elenden Scheinbildung, die eine vollkommene ästhetische Gefühllosigkeit aufs jämmerlichste bemäntelt, über künstlerische Offenbarungen aus Zeiten zu Gerichte zu sitzen, zu deren organischen Bestandteilen die Kunst gehörte, als welche in der unseren nur eine mehr oder weniger hübsche Applikationsarbeit, ein aufgesetzter schöner Flicken ist. Die Vandalen handelten wenigstens aus einem ehrlichen Glauben; sie verschimpfierten die Schönheit aus Religion, weil sie sie als heidnisch haßten: was sie vollzogen, war der scheußliche Akt einer gewissen historischen Logik. (Die Bilderstürmer in der Reformationszeit handelten aus einem verspäteten, aber gleichen Instinkte. So auch der widerwärtige „Hund Gottes" Savonarola.) Die heutigen Maulvandalen aber, die der Kunst mit „wissenschaftlichem Apparate" zu Leibe rücken und sie zu einem Versuchsobjekte für ihren (ach so seichten) kritischen Verstand herabwürdigen, handeln aus einem durchaus irreligiösen, gottlosen Instinkte: aus der infamen Einbildung des Philisters, er könne sich alles, selbst das Göttliche, zu eigen machen, indem er es verstandesmäßig (mit dem Vokabularium) „klein kriegt". Diese Unverschämtheit ist Barbarenart. Es gibt keinen greulicheren Barbaren, als den „gebildeten" Philister.

*

Ein gutes Antidotum gegen Baedeker ist Ruskin. Auch er rückt der Kunst mit dem Verstande zu Leibe. Aber hinter diesem Verstand steht Religion, und dieser Verstand will die Kunst nicht klein kriegen, sondern, indem er sie zergliedert (aber: wie fein, wie behutsam, mit welcher Andacht!), will er den Reichtum des Ganzen, das Gesetz seines Lebens, will er das organisch Göttliche der Kunst intensiver fühlbar machen. Es ist ein gutes Werk des Straßburger Verlags von Eduard Heitz, daß er aus Ruskins Werken einige ganz, andere in Bruchstücken deutsch herausgegeben hat. („Auslese aus den Werken von John Ruskin." Bis jetzt acht kleine Bände.) Ruskins „Sechs Morgen in Florenz" haben mir in diesen Regenwochen (jetzt ist es die dritte, — o noia!) die Sonne, soweit das möglich ist, ersetzt. Was für ein angenehmer Engländer das ist (obwohl er auch „sehr unangenehm" sein kann)! Wohl eine Schulmeisternatur und demnach unter anderem auch rechthaberisch, eine Spur verdreht, mit moralischen Nutzanwendungen immer bei der Hand, ein bißchen kahl manchmal. Aber: der gute Schulmeister im alten Sinne: durchaus wohlmeinend; ganz aufgehend im Lehren, Beweisen, Warnen, Fördern; kein Wort aus dem Gehege der Zähne lassend, wofür er nicht die Hand ins Feuer zu legen bereit wäre: ein Fanatiker der Wahrhaftigkeit in jedem Sinne. Viel weniger Kunstgelehrter als forschender Kunstpraktiker. Ueber die Güte einer Malerei weiß er Bescheid, „wie der Schuster über sein Leder". Läßt sich Gerüste vor Fresken bauen und untersucht die Malerei Zoll für Zoll aus der Nähe, so daß er nun genau anzugeben weiß, Strich für Strich, was alt und echt, was Uebermalung ist. Aber, indem er nicht nur Baum für Baum, sondern Zweig für Zweig, Blatt für Blatt sieht, übersieht er vor all dem doch den Wald nicht. Und mehr noch: er hört auch sein Schweigen, — dieses Schweigen, das den meisten Kunstgelehrten so stumm, ach so stumm ist. Dann wird er (wer würde es nicht dann!?) zum Dichter. Freilich: er bleibt in der Didaktik hängen. Aber immerhin: Didaskalos poieta, während die gelehrten Herren (ein paar wirklich Große unter ihnen, wie Burkhardt, ausgenommen) immer bloß Magister bleiben. Darum eignet er sich auf seinem eigentlichen Gebiete (dem der frühen, noch echt christlichen Kunst) zum Kunsterzieher wie kaum ein anderer.

*

Da es noch immer regnet, und der Wind immer noch nicht vom Montesenario kommen will als der ersehnte Tramontano, der zwar Kälte, aber klaren Himmel und den Nerven neue Spannkraft bringt; da meine Rosen nun, von allzu vieler Feuchte schwer, die Köpfe ganz trübselig und katarrhalisch triefend hängen lassen, die Chrysanthemen auf der Gartenmauer aber aussehen wie schlecht frisierte liederliche Vorstadtweiber (ciana nennt der Florentiner so was, — der Schlesier sagt Miststücke); da der Blick auf Florenz hinab immer noch wie der Blick auf ein riesiges Bleidach und das Wandeln in der „Stadt der Blumen" ein Wandeln zwischen lauter Regenschirmen ist: so schmachtet meine Seele immer noch in der Grundsuppe einer fürchterlichen noia. und der Geist der Schwere, identisch mit dem Dämon des Scirocco, ist Herr über mich. Ich komme mir vor wie ein alter Pelz, in dem die Motten sind.

Muß man einen solchen alten Pelz nicht ausklopfen?

Ich hab's getan, und schonungslos. Aber lustig wird man bei dem Geschäfte auch nicht. Was hilft es mir, daß ich jetzt felsenfest von meiner Miserabilität überzeugt

bin? Daß ich weiß: Dieser da, hier, Der an dem Schreibtische da, ist ein schlechtes Subjekt: träge, wohllebig, schwankend, gottlos, frevelhaft, jähzornig, willensschwach, stolz, rachsüchtig, eitel, ungebärdig, ehrsüchtig, leichtsinnig, verschwenderisch, zügellos? Was hilft das, da ich schon jetzt auch weiß, daß es ebenso unrichtig wie wahr ist, d. h. daß jede dieser Eigenschaften als Gegenwage ihren Gegensatz in demselbigen Subjekte hat? Dieser Träge ist (und allzuoft) ein Arbeiter, der die Feder erst dann aus der Hand legt, wenn ihn der Schreibkrampf dazu zwingt; dieser Genüßling und Freund bequemer Subsellien (et rerum caeterarum nach dem Geschmacke Friedrichs von Gentz und anderer Leute von stark angezweifelter Gesinnungstüchtigkeit) kann beliebig lange auf jede Behaglichkeit verzichten, wenn es darauf ankommt; sein Schwanken wird zuweilen just am äußersten Punkte der Schwingung zu einem trotzigen Verharren; gottlos, wie er ist, kann er sehr andächtig vor allen Göttern knien, in deren Anhauch er, der Frevelhafte, fromm wird und demütig, wie nur irgendein lyrischer Mönch, sei es Beato Angelico oder Angelus Silesius; sein schwacher Wille straffte sich in Leidenschaft oder Not oder Begeisterung immer federkräftig genug; sein Stolz hat sich noch stets gebeugt vor wirklicher Größe; den Rachsüchtigen entwaffnet eine Gebärde; der Eitle weiß über nichts so belustigt zu lachen, wie über seine Eitelkeit; wie häßlich es einen Mann kleidet, ungebärdig zu sein gleich einem schlecht erzogenen Knaben, weiß dieser Ungezogene so gut, daß er sich keine Ungebärde straflos hingehen läßt; und gibt sich redlich Mühe, seine Ehrsucht nach Zielen zu lenken, so hoch er sie nur zu sehen vermag; und büßt seinen Leichtsinn, wenn auch nicht reuig, so doch recht bitter und oft in Stunden schwersten Blutes, blutigsten Ernstes; und wird aus einem Verschwender manchmal gar ein Geizkragen; und seine Zügellosigkeit steht still im Augenblick, wenn sich's ernstlich geziemt, Selbstzucht zu üben auch bis zur Entsagung, — sei es in der Kutte, sei es im Harnisch.

Alles in allem: Auch der Scirocco vermag mich nicht völlig davon zu überzeugen, daß dieser alte Pelz ausrangiert zu werden verdient. Aber *das* ist gewiß: *wenn* ich mich einmal umbringe, so wird es bei Süd-Ost geschehen.

Doch wird es *nicht* geschehen, glaube ich. Denn es gibt Ablenkungen von schwarzen Gedanken, die ich als durchaus probat erfunden habe. Z. B.: einen starken Spazierstock überm Knie zerbrechen. Das tut weh und wohl und bringt zur Besinnung. Oder: Goethe lesen. Wenn man bedenkt, daß selbst *der* verzweifeln und wüten konnte ... Oder: Laufen, laufen, laufen, bis man weit weg von allen Menschen ist und ungestört laut aufschreien kann, sich und die Welt verfluchen und dann, lauter noch: lachen, lachen, lachen. Oder (nach dem Rezepte des heiligen Franziskus): sich prügeln lassen, windelweich sich prügeln und beschimpfen lassen. (Wer aber tut einem diesen Gefallen, wenn man nicht einen anderen — Heiligen dazu zur Hand hat?) Oder: alte Musik hören. (Mozart bringt immer zur Vernunft. Man schämt sich, unglücklich zu sein, wenn man Mozart hört.) Oder: mit Hunden, Katzen oder Kindern spielen. (Hunde und Katzen in der Wirkung sicherer.) Oder: an seine Feinde denken. Dies ist ein unfehlbares Mittel. Gewissermaßen rein logischer Natur: Man müßte sich feige vorkommen, wollte man ihnen den Platz räumen, und man würde damit auch bestätigen, daß die Gesellschaft recht hatte (wenigstens für Momente). Auch sagt man sich wohl: Was? Diese

Braven sollen's weiter treiben dürfen, und du willst verzichten? Du willst dich um die Möglichkeit des Genusses bringen, sie vor dir abtreten zu sehen? Bist du wirklich schon so ganz marode, daß du dir nicht die Kraft zutrauen kannst, sie noch eine hübsche Weile weiter zu ärgern, indem du ruhig und munter bei deiner Art bleibst, die ihnen, grazie a Dio, grundzuwider ist? Und da man sich schließlich auch vom dicksten Scirocco nicht alle Illusionen rauben läßt, denkt man am Ende auch daran, daß es immerhin möglich ist, den einen oder anderen, der aus Unverstand oder Irrtum mit in das übeltönende Horn der Verleumdung, Verkleinerung, Verzerrung stößt, einmal davon zu überzeugen, daß seine Katzenmusik am falschen Platze war.

Indessen gehört zur Benutzung all dieser Mittel freilich das eine: daß man noch kräftig genug ist, sie anzuwenden. Und vor allem: man muß noch richtig verzweifeln können. Man muß noch die Kraft haben, das Gefühl momentaner Insuffizienz mit äußerster Bitterkeit bis in die Hefe durchzufühlen: an sich so grimmig zu leiden, daß schließlich das Bewußtsein dieses Leidenkönnens zum Beweise für das bloß Momentane jener Insuffizienz wird. Dann helfen die Mittel bestimmt. Denn sie bestätigen deine Kraft: sei es primitiv und roh, wie der zerbrochene Spazierstock, sei es mehr spirituell, wie die Fähigkeit, auf Goethe, Mozart zu reagieren, oder schließlich als Instinktkomplex, wie die Reaktion auf das rote Tuch der Feinde. Es kommt dann nur noch darauf an, ob Einer Stier oder Truthahn ist . . .

*

Der Dezember meines Mißvergnügens ist vorüber. Der Tramontano hat alle Wolken und Nebel verjagt. Der Himmel ist wieder toskanisch: wie aus der hellen, feinblauen Florentiner Seide gewoben, die etwas starr (wie der Charakter des Toskaners), aber höchst edel und vornehm ist. Die Chrysanthemen sind kaput, aber die gelben und roten Rosen tun, als habe es ihnen nie in die Krone geregnet. Und, o willkommenes Wunder: in einem besonders sonnigen Winkel an der Mauer des Franziskanergartens hat sich, wie ein Schwatzkränzchen hübscher junger Mädchen, eine Gesellschaft von Narzissen zusammengefunden, die mit den dunkelroten Beeren und den graugrünen Blättern der Stechmaus (pugnitopo: Mäusedorn) zusammen ein sehr hübsches Bukett ergeben. Auch anderes Bunte wird nun sichtbar: die zartrosarote Angelika (Engelwurz); die dunkelrote Frucht des Erdbeerbaums (corbezzola: Meerkirsche); Kamelien; Nelken, — auch schon ein paar (mir ganz neue) gelbe Anemonen. Wer denkt da noch an Autovivisektion und Mittel gegen Selbstmordgedanken?

Man setzt sich auf eine Straßenmauer und läßt sich von der Sonne Verse ins Notizbuch scheinen:

Angelika, die röselrote, hängt,
Auf dunklem Efeu ruhend, über die Terrasse
Verlangend nieder zu dem Rosenbusch
Mit seinen gelben Blüten, die im Winde
Leis auf und nieder gehn, wie zärtliche Gedanken
Im Herzen eines Mädchens, das halb träumt,
Halb wacht. — Schwarz, wie ein Trotz aus alter Zeit,
Wächst die Badia aus dem Silbergrau
Des sanften Oelbaumhügels. Hinter mir

Babbelt ein Bettler seinen leeren Spruch
Vom Paradiese, Jesus, Seligkeit
Und hält den alten Hut mir zitternd hin:
Ein altes Kind, rotnasig: lächerlich
Und rührend. Zehn Centesimi erhöhn
Ihm seine Lebensfreude sichtbarlich. —
Die Sonne brennt. Fräulein Angelika
Sehnt sich noch immer nach den roten Rosen.
Zwei Lodenröcke sächseln mir vorbei.

Hier ist gut ausruhn. Hier vergißt sich schnell,
Was, ach, im Norden überlästig wird
Und klettenklammrig lange kleben bleibt:
Der Geist der Schwere. Satanas, der Sorgen
Schieläugiger König, mit dem Peitschenstiel
In haariger Faust, entweicht, den Schwanz verklemmt,
Und wird in San Domenico zum Vetturino,
Der Dich: „Signor, vuole? Due Lire
Fin al Firenze!“ bloß ein bißchen langweilt.

Rahel. Drama eines jungen Herzens.*)

Von Emmy Destinn.

(Fortsetzung.)

Dritte Szene.

Georg (hält immer noch Rahels Hand, mit leichtem Bedauern): Schon um halb sieben.

Rahel: Hier wird um sieben Uhr geschlossen.

Georg: Wie schade! Ein paradiesischer Winkel! Rahel, Du Liebe, Süße, du Wunder des alten Ghetto!

Rahel: Gefällt es Ihnen hier?

Georg: Du sollst nicht „Sie“ zu mir sagen. Bin ich Dir so fremd?

Rahel: Wir kennen uns ja erst kaum zwei Wochen. In dieser Zeit haben wir uns achtmal gesehen —

Georg: Erst achtmal? Mir kommt es vor, als wären wir monatelang beisammen. Nie habe ich mir träumen lassen, daß mein Prager Aufenthalt so herrlich sein wird . . . Im vorigen Jahr war es hier zum Verzweifeln öd. Für die Schönheiten einer Stadt hat ein einsamer Pilger kein Verständnis. Wie anders ist es in diesem Jahr geworden . . . . . Freilich, wo die Engel wandeln, muß es notwendigerweise ein Paradies sein. Du hast aus mir einen andern Menschen gemacht, — neben Dir fühle ich mich wieder jung — —

Rahel: Wieder?

Georg: Gewiß, Du Kind! Ich könnte ja Dein Vater sein.

Rahel: Es ist gut, daß Du es nicht bist. So ist es ja viel schöner.

Georg: Du Süße! (Er setzt sich.) Herrlicher Garten. Und die Ruhe.

Rahel: Hier liegt manches begraben — manches edle Herz und viel kluge Köpfe.

Georg: Klug — vielleicht? Aber schön mußten diese Köpfe gewesen sein — — wenn noch nach Jahrhunderten so viel übrig geblieben ist — — (er sieht Rahel an).

Rahel: Geh, Du machst Dich über mich lustig . . . Schön war ich ja nie — — aber — lieb hab ich Dich, genau so viel, wie wenn ich schön wäre . . . . schön und reich.

Georg: Reich? Wozu?

Rahel: Um mit Dir fortgehen zu können — weit hinaus — in die Welt!

Georg (lächelnd): Möchtest Du mit?

Rahel: Du fragst! (Seufzend.) So eilen diese schönen Tage hin — und eines Morgens reichen wir uns die Hände — und sagen: Adieu . . .

Georg: Nein! Auf Wiedersehn! Ich geh doch nicht so weit weg. Bloß nach Wien. Die sieben Stunden sind bald um — — und ich werde Dich des öftern besuchen kommen.

Rahel: Wirklich? Nein — Du sagst es nur, um mich zu trösten — Du vergißt mich recht bald.

Georg: Glaubst Du das? Wirst denn Du mich so bald vergessen?

Rahel: Nie! Nie! Solang ich lebe, nicht.

Georg (lächelnd): Du siehst nicht so aus, als wolltest Du bald sterben — so bleibt mir die

Hoffnung, mich recht lang von Dir geliebt zu wissen — —

Rahel: Ach, wenn es doch nie ein Ende gäbe! Ich bin so glücklich — — nun hat mein Leben doch einen Zweck. Früher lebte ich so in den blauen Tag hinein, ohne mir darüber klar zu werden, was eigentlich kommen soll — —

Georg: Und nun weißt Du es?

Rahel: Ja, ich fühle es.....

Georg: Ja, das Leben ist schön! Jeder Liebende sagt es..... Hier in dem stillen Garten des Todes blüht es üppiger als in der lauten Welt..... Und was wäre das Leben ohne Liebe? Ich vergleiche diesen Sommer mit dem vorigen —, allein, traurig, gelangweilt irrte ich durch fremde Straßen, sah der gleichgültigen Menge zu, abends spielte ich, dann kehrte ich wieder in mein Hotel zurück — — immer dasselbe verzweifelt öde Dasein.... ach, ich segnete den Tag, an dem ich Prag verließ..... doch jetzt? Eine kleine Zauberin ergriff die Wünschelrute, und vor meinen Augen erwuchs die herrlichste Stadt der Welt..... Frauen, Frauen! Was macht ihr aus uns? Ein Wink mit der kleinen weißen Hand — und wir vergessen alles, alles.... mehr, als wir vergessen dürfen.....
(Einen Augenblick Stillschweigen.)

Rahel: Und in Wien? Wie verbringst Du dort Deine Tage?

Georg: Ach, in Wien habe ich viele Bekannte — Freunde — wenn man in einer Stadt jahrelang tätig ist, wird man auch gesellschaftlich sehr bekannt — —

Rahel: Und — wann willst Du zurück —?!

Georg: Mein Vertrag ist in drei Wochen zu Ende. Ich will meine Sommerreise etwas verschieben und bleibe dann vielleicht noch eine Woche hier, bei Dir. Am liebsten blieb' ich ganz und gar hier — aber das geht leider nicht.

Rahel: Also noch ein Monat, so kurz... so kurz!

Georg: Du verwöhnst mich allzusehr, Süße. Mußt mich etwas kürzer halten — Deine Liebe macht mich unvernünftig...

Rahel: Sind denn die acht Tage nicht wie ein Traum vergangen? Wenn ich abends von Dir gehe, kann ich mich nur mit Macht losreißen — die ganze Nacht durch höre ich Deine Stimme, sehe Dein Lächeln — so, wie jetzt — kaum dämmert es, begrüße ich von ganzem Herzen den Tag, welcher mir Deine Begegnung näher bringt.... und doch verfliegt er so rasch, dieser kurze Tag, kaum habe ich Dich gesehn, muß ich schon wieder fort.

Georg: Das letztemal haben wir uns verspätet — hast Du zu Hause Unannehmlichkeiten gehabt?

Rahel: Nein — ich habe eine Ausrede gefunden.... ich sagte, daß ich bei Fräulein Falke war....

Georg: Bei der schönen Minna? Die hat ja an dem Abend gespielt!

Rahel: Ah, das wissen sie nicht.

Georg: Du sagtest, daß Dein Onkel sehr schlau ist — er brauchte nur den Theaterzettel zu lesen — —

Rahel: Nein, der glaubt mir schon. Wenn Mutter zankt, nimmt er mich stets in Schutz.

Georg: Auch vorgestern?

Rahel: Nein — da war er so seltsam still, sah mich nur so eigen an — und gab mir den Abend nicht die Hand zum Gutenachtgruß.

Georg: Siehst Du! Der weiß es schon.

Rahel: Nein, nein — er ahnt nur etwas, er wird schon mit mir sprechen — er ist ja so gut.

Georg: Ist das der Bruder von Deiner Mutter?

Rahel: Ja. Der Aermste! Seit seiner Kindheit ist er gelähmt. Aber er trägt sein Schicksal mit einer rührenden Geduld.

Georg: Gelähmt — der Arme.

Rahel: Er hat mich stets lieb gehabt, war mir mehr als der eigene Vater — erzog mich, belehrte mich — brachte mir seine Bücher —

Georg: Da hattest Du einen guten Lehrer, Kind. Weißt Du, daß ich oft im geheimen über Deinen Geist staunen mußte? Das neunzehnjährige Kind sprach da oft wie eine reife, große Natur — nun kenne ich ja die geheime Quelle Deines Wissens — also, der Onkel war es — —

Rahel (einfach): Ja, er war es. Früher kränkelte er oft, und ich pflegte ihn — da haben sich unsere Herzen eng aneinander geschlossen, da erfuhr ich so manches, was bei uns einer Frau selten zuteil wird — — alte Lehren, Wissenschaften, Weltanschauungen — und mein Onkel wußte alles in so treffende Worte zu kleiden.... so wurde ich langsam sehend, blickte in den düsteren Abgrund unseres Lebens, sah die Schatten unserer Vergangenheit — (wie visionär) alles das lebte um mich her... und die Religion, der Glauben meines Volkes, erwächst aus grauen Urzeiten — — Nacht wurde es um mich her, tiefe, undurchdringliche Nacht — — (plötzlich) Du hast mich erweckt — Du! Die Sonne kehrte wieder und verscheuchte diese Schatten — — doch (wieder ernst), wenn nun mein Lehrer von meiner Liebe erfährt —? Was soll ich ihm sagen? Wie soll ich ihm klarlegen, daß ich in dem tiefsten Innern meines Herzens eine Liebe zu — einem Andersgläubigen erwachsen ließ?

Georg: Das wird eine bittere Enttäuschung für Deinen Onkel sein. Doch — kann man seinem Herzen befehlen?

Rahel: Ich habe es nicht gekonnt! Seit jenem Tage, als ich Dich zum erstenmal spielen sah — habe ich mich selbst verloren . . .

Georg: Worin sahst Du mich zum erstenmal?

Rahel: In „Jugend“ —.

Georg: Halbes „Jugend“? Als Kaplan Szigorski? Und diesen Pfaffen gewannst Du lieb?

Rahel: Meine Freundin und ich waren zusammen im Theater. Da kamst Du — — ein Wort — und ich saß wie geblendet still — — ach, wie schön warst Du — wie schön — und Deine Stimme, dieses sonderbar gebrochene polnische Deutsch — die brennenden Augen und das blasse Gesicht — — (mit einem Lächeln) Nur begriff ich diese „Panna Annuschka“ nicht — — daß sie sich in den dummen Hans und nicht in Dich verliebte — —

Georg: Also dieser intrigante Heilige hat es Dir angetan. Ihr Frauen seid doch nicht zu bessern!

Rahel: Die ganze Nacht schlief ich damals nicht. Immer sah ich den jungen Kaplan, immer hörte ich seine weichen Worte, bald drohend, bald flehend — — ich sprach nur von Dir, und Anna lachte mich aus. Endlich, nach langen vierzehn Tagen gingen wir wieder ins Theater.

Georg: Diesmal war es „Faust“.

Rahel: „Faust“ . . . Und da wurde ich fast ohnmächtig . . . Mein Gott — wie herrlich hast Du gespielt — sprachst so vom Herzen, so innig — und Dein helles Haar, dieses wundervolle weiche Haar, Deine lichten Augen — —

Georg: Bist Du dem Geistlichen untreu geworden?

Rahel: Vergessen war alles — alles! Nur das Bild des jungen blonden Faust stand vor meinen Augen — seine Worte blieben für ewig in meiner Seele, wie habe ich dieses Gretchen beneidet — —

Georg: Kleine Phantastin!

Rahel: Große Phantastin, Liebster! Was hat sich in meiner Seele damals abgespielt! — Zerrissen kam ich damals nach Hause, statt zu schlafen, las ich immerfort den Faust — — In dieser Verfassung wagte ich Dir zu schreiben und —

Georg: Ich ahnte ein blutarmes, kunstbegeistertes Mädchen — ein kleines Gänschen, welches einmal mit dem berüchtigten Künstler sprechen will — und fand eine herrliche Rose, ein seltsames Wesen, welches sich vom ersten Augenblick eng an mich anschloß, welches mich, trotz meines Sträubens, ganz für sich eingenommen hatte.

Rahel: Wirklich?

Georg: So standest Du da — wie mit Blut übergossen, als ich meinen Hut zog und fragte: Habe ich die Ehre, mit Fräulein Rahel zu sprechen? Ja, sagtest Du, ich bin es. Dann stiegen wir über jene alte, herrlich gelegene Treppe immer höher empor, bis uns die schöne Stadt zu Füßen lag . . . . und ein Abend senkte sich herab — ein duftiger Sommerabend, wie Deine Worte und Dein blauschwarzes Haar — — Was sprachen wir damals? Ich weiß es kaum — doch eines weiß ich: ich sah in Deinen Augen Tränen glänzen — Tränen, — Rahel — und mir wurde so weit und sehnend ums Herz — in diesem Augenblicke begriff ich so manches, beklagte so manches . . . . Meine eigene Jugend zog an mir vorbei, welche ich mit losen Streichen und inhaltleeren Begebenheiten vergeudete. Was waren alle diese Ereignisse Deinen stillen Tränen gegenüber! Von dem Augenblick an, glaube ich, liebte ich Dich — —

Rahel (still): Es waren Tränen des Glückes, mein Georg.

Georg: Wie sagtest Du? mein Georg! . . . Du Süße, Herrliche — — Warum fand ich Dich nicht früher? Vor zwanzig Jahren? Mein ganzes Leben wäre wohl anders geworden — — anders, als es hinter mir liegt.

Rahel: Sprich mir von Deinem Leben — ich bitte Dich — —

Georg (nervös): Nein — nein, jetzt nicht — vielleicht später. Diesen schönen Augenblick will ich nicht zerstören — jetzt nicht — — Gib mir Deine Hand — so — und sieh mich an mit diesen träumenden tiefen Augen . . . . tausendjährige Augen hast Du, weißt Du es?

Rahel: Ach, dunkle Augen sind so ausdruckslos — helle Augen sind doch viel schöner — solche wie die Deinen, ein Stück des Himmels steckt darin — und helles, feines Haar, nicht so hart wie das meine . . .

Georg: Nimm doch den Hut ab — so — und nun — (er zieht die Nadeln aus ihrem Haar heraus) erlaube — hier sieht's ja keiner . . . (er löst Rahels um den Kopf gewundene Flechten) herrliches Haar, so schwer und kalt — wie zwei seidene Schlangen — soll ich mich damit erdrosseln?

Rahel (lächelt): Das würde schwer gehen.

Georg (zieht Rahels Kopf leicht an den Flechten herab) So — näher — und — — (ihre Lippen begegnen sich. Langer Kuß) o Du Liebe, Liebe, Süße (er küßt sie wiederholt auf Mund und Augen).

Rahel (matt, willenlos): So möchte ich sterben — — sterben . . . . (sie richtet sich auf) Georg! Was haben wir getan: Du hast mich auf dem Totenfeld geküßt . . . . Weißt Du, was man da sagt? Einer von den Liebenden muß in Jahresfrist sterben — —

Georg (lächelnd): Warum nicht gar! Sterben . . . das wäre eine sehr schlimme Strafe für dieses süße Vergehen. Du bist doch so klug, Rahel. Wie kannst Du einem Aberglauben so viel Bedeutung zumuten?

Rahel: Doch — man sagt es ....

Georg: Wenn ich Dich nun zum Beispiel nicht gleich noch einmal küssen dürfte, würde mein Herz zugrunde gehen — — auf der Stelle. Hilf mir doch, rette mich aus dem Verderben und gib mir noch einmal Deinen Mund!

Rahel (entzückt): O Georg .... (sie neigt sich zu ihm herab).

Georg (hält sie in den Armen): Deine Lippen duften nach Rosen — o — Du — — (plötzlich) nein, nein, Kind! Du weißt nicht, was Du tust — — sei barmherzig, versuche mich nicht.... Du bist noch so jung, was weißt Du vom Leben — es ist so gräßlich, gräßlich ....

Rahel (begreift nicht): Was hast Du? Du bist so finster, und Deine Augen sind ganz dunkel geworden — — was quält Dich? Hast Du Kummer?

Georg (traurig, tonlos): Ich bin alt, Kind.

Rahel: Was sagst Du? Du wirst nie alt — Könntest Du Dich ein einziges Mal auf der Bühne sehen — — wie schlank.

Georg: So meint' ich es nicht — hier — und hier ist es so leer — so ausgebrannt — — und doch: manchmal schlägt der Funke wieder in Flammen aus — — ich glühe, verzehre mich selbst in dieser namenlosen Glut — mein ganzes Ich steht in lodernden Flammen ... und — (mutlos) ich darf es nicht — ich darf es nicht ....

Rahel (ängstlich): Sprich doch deutlicher: was darfst Du nicht —?

Georg: Dich lieben darf ich nicht, soll ich nicht — — ich bin ein alter, reifer Mann, Du ein ahnungsloses, unschuldiges Mädchen — — mir ist das Lieben wohlbekannt, für Dich ist es ein Buch mit sieben Siegeln. Ich müßte Dich fliehn, Dich von Deiner Liebe heilen — statt Deinen Mund zu suchen — — — O Welt! o Gott! wie ist dies schwer — alle meine Kraft scheitert daran.

Rahel (unschuldig): Warum mich fliehn? Liebst Du mich denn nicht?

Georg: Bei Deiner Jugend, Rahel, schwöre ich Dir: ich liebe Dich! liebe Dich mit der ganzen Unvernunft eines alternden Mannes, dem das Leben fast alles gebracht .... Doch müßte diese meine Liebe anders sein — — nein — es ist unmöglich, das auszusprechen ... Du sahst doch Faust — — Du müßtest mich verstehen ...

Rahel (leise,: O — Georg .... nein, — ich verstehe Dich nicht. ...

Georg: So ist's auch recht — Liebe — laß mich doch allein in meinen tiefen, wahnsinnigen Gedanken ersticken —

Rahel (angstvoll): Was hast Du? Was sprichst Du? — Noch nie habe ich Dich so gesehen —

Georg (tief leidenschaftlich): Sieh, Rahel — es ist der Neid — der bittre Neid, welcher mich verzehrt —! Ich werde fortgehen — ich muß ja fort! und Du bleibst hier, in der Blüte Deiner Jugend, in der vollsten Kraft Deiner Schönheit .... und ich habe bei Dir das Gefühl der Liebe geweckt: ich — welcher davon nicht den kleinsten Teil besitzen darf — —

Rahel: Warum? ich liebe Dich mit meiner ganzen Seele — Dich — nur Dich — —

Georg: O Gott, o Gott! Sag es mir nicht, ich darf es nicht hören — ich bin ein großer Sünder — —

Rahel: Ein Sünder? Was hast Du getan?

Georg: Viel! viel!

Rahel: Bereust Du es, ein einfaches Mädchen zu Dir erhoben zu haben?

Georg: Du hast mich zu Dir erhoben —! Du! In Deinem Anblick habe ich alles vergessen, — mein ganzes Leben, meine schweren Irrungen — zu Dir blickte ich auf wie zu einer Heiligen. Ist denn diese Liebe, welche ich Dir entgegenbringe, nicht Deiner unwert? ... — und muß doch zweifeln — — (Er vergräbt kniend das Haupt in ihrem Schoß.) (Aus dem Tempel klingt wieder Orgelspiel und Gesang.)

Rahel (gerührt): Du bist so gut ....

Georg (nervös): Nein — nein — sprich das nicht aus — Du weißt nicht, Kind, Du weißt nicht ... Ein jeder hat das Recht auf Glück — gleich, wie er es erjagt, erkämpft .... Warum sollte ich da zögern? mein Glück ist so nahe — so dicht bei mir — ich will es ergreifen — warum bebt da meine Hand — — wer wird nach mir kommen? vielleicht einer, welcher es noch viel weniger verdient .... und doch — und doch —

Rahel: Du glaubst nicht an meine Liebe, nicht wahr?

Georg: Nein, das ist es nicht .... Ich wollte Dir nur sagen .... daß — daß ich ein großer Narr bin, Rahel .... so alt und so albern — — da — sieh — findest Du keine weißen Haare? Hier an den Schläfen — und hier — ein alter Knabe — und dabei wage ich es noch, von der Liebe zu sprechen ....

Rahel: Silberne Fäden — in dem Goldhaar — ein ganzer Schatz, dabei bist Du noch unzufrieden. Und der große Held liegt im Sand zu meinen Füßen. Steh auf, komm, setze Dich zu mir.

Georg (steht auf): Ja, Du hast aus dem großen Helden einen rechten Hasenfuß gemacht. Ich habe Angst vor Dir — vor Deinen klaren Augen und Deinem kindlichen Mund.

Rahel: Soweit hab ich es gebracht, daß Du Dich vor mir noch fürchtest .... Hier in dieser Einsamkeit mit mir allein ....

Georg (sieht sich um): Keine Seele weit und breit. Nur die alten Steine sprechen — ich verstehe sie nicht — und Du?

Rahel: Ich kann die Inschriften nicht lesen. Soviel Bildung besitze ich doch nicht. Und hier im Schatten — —

Georg (erhebt sich nach längerer Zeit von ihrem Schoße) Ist denn heute ein jüdischer Feiertag? Wie gewaltig hier inmitten der ewigen Ruhe die Orgel mit dem Gesange zusammenklingt!

Rahel: Nein, heute ist kein Feiertag, sonst wäre ja der Friedhof geschlossen. Sie üben nur im Tempel für die nächsten Feiertage!

Georg: Wie wunderbar das hier klingt, und wie die Zeit hier vergeht .... (er zieht seine Uhr hervor) hier sieh!

Rahel (erschrocken): Schon ein viertel sieben... und sie holen uns ab.

Georg: Wir gehen eben nicht mit. Sie sollen uns irgendwo im Garten erwarten, und dann begleiten wir Dich heim.

Rahel: Um sieben wird hier geschlossen.

Georg: Bis sieben Uhr wollen wir hierbleiben. Mir sind die Gartenrestaurationen unsympathisch. Diese kleine halbe Stunde mußt Du mir schenken — nicht wahr, Süße? Wir bleiben noch —

Rahel: Wie Du willst.

Georg: Ich will keine Leute sehn. Warum holt Dich denn die Anna ab? Wozu? Sie spielt so gern Deine Beschützerin, mich mag sie gar nicht.

Rahel: Sie verehrt Dich sehr —

Georg: Ja, ja — ich weiß! wenn sie mich nicht sieht, hat sie mich am liebsten — —

Rahel: Das ist nicht wahr....

Georg: Du hast ihr doch gewiß alles erzählt... von unseren einsamen Wegen — von unseren verliebten Reden — —

Rahel (einfach): Ich sagte ihr nur, daß ich Dich lieb habe. Durfte ich es nicht? Ich bin so stolz auf Dich, so stolz darauf, daß Du mich lieb findest — —

Georg (nervös): Gleich kommen sie, diese beiden langweiligen Leute. — Mach Dir das Haar zurecht — — sie sollen Dich nicht so sehn... Hier hast Du Deine Haarnadeln. — Ich bin nur dann zufrieden, wenn wir allein sind — was gehen mich die andern an?

(Orgelspiel und Gesang hören auf.)

Rahel (mit dem Aufstecken des Haares beschäftigt): Anna ist meine alte Freundin, die stört uns doch nicht — — und dann kommt ja Richard mit, die bekümmern sich ja nicht um uns.

Georg: Trotzdem mag ich sie alle beide nicht. Dann darf ich Dich auch nicht küssen — — (er umfängt sie) so, wie jetzt.

Rahel (lachend): Sieh her, wie zerrauft ich bin — es läßt sich nicht anders machen.

Georg: Schön — sehr schön. Wenn Du den Hut aufsetzt, sieht es ganz ordentlich aus.

Rahel: Das glaube ich nicht.

Georg: Da! das fade Pärchen kommt — also: wir bleiben hier.

Rahel: Gewiß. (Fortsetzung folgt.)

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

27.

Ammerdingen.

Meine Einsamkeit und Traurigkeit ist viel tiefer geworden, seit dem Du wieder fort bist. Ich danke Dir für die zwei guten hellen Wochen.

Jetzt ist alles grau, es regnet, ich stehe nicht einmal mehr auf und lasse die Tage so hingehen, wie sie gehen. Mönch wollte ich zuweilen werden in meiner Jugend, ich wollte, ich wäre es geworden.

Zu anderem habe ich kein Talent. Mein Können genügt zu nichts, ich kann bloß zerstören. Auch Dich bedrücke und verwirre ich nur — ich lasse Dich doch nicht los!

Keine Nacht habe ich geschlafen in den ganzen vierzehn Tagen. Du schliefst so dicht bei mir, unter meinem Dach — doch nicht bei mir! Vielleicht schliefst Du auch nicht.

Warum ist das so?

Kein Mensch glaubt uns unsere Freundschaft. Du trägst allen Tadel und allen Klatsch darüber.

Ich möchte hier ein Haus für Dich bauen, mir gegenüber, dicht bei mir, ein weißes Haus in einem grünen Garten. Du kämst dorthin, wenn Du eine alte Frau bist. Auch Dein Mann könnte mitkommen. Jeden Morgen besuchte ich Dich, ich säße mit Dir auf der grünen Bank vor Deiner Tür des Abends. So käme der Abend und der Tod.

Ich bin sehr unglücklich, aber glaube nicht, daß ich Dich nicht liebe! Nur das glaube niemals! Ich lese Bücher, die Du gelesen hast, und Dein Gedenken wie ein holder Gruß umfächelt meine müde Stirn. Immer sind Deine Gedanken gut, zärtlich, treuergeben. Ich danke Dir für Deine Güte. Ich kann nur danken, gut sein kann ich nicht.

28.

Du paßt viel besser für meinen Freund als für mich. Er ist redlich, tätig und tapfer. Er hat Dich lieb.

Nein, er soll Dich nicht haben! Ich würde ihn erwürgen, ihn und Dich, ich könnte mir teuflische Qualen ausdenken, ich würde Dich besudeln und entwürdigen für ihn.

Ich bin ganz und gar krank. Wenn ich stürbe, würdest Du mir vielleicht vergeben, Du würdest mich lieb haben und um mich weinen.

Also alles, Kleinstes und Liebstes, gehört Dir, das Haus und das Geld, die Kunstsachen, der Botticelli, die Beardsley-Mappe, Esther und Ahasverus, und die Meißner Vögel, der Hofball von Menzel, — ich möchte, daß der über Deinem Bett hinge und die zwei Hogarths an der andern Wand. —

Sie sind so gemein, und Du bist so unschuldig.

Dann erführest du wohl auch mein Geheimnis — dann ja! (Fortsetzung folgt.)

„Die ersten Menschen.“ (Zur Uraufführung.)*)

Erotisches Mysterium von Otto Borngräber.

Der Kainmonolog.

(Man hört ganz nah das Knacken der Aeste des Urwaldes, dann wildes nahendes Schnaufen, Laute, aus denen dann Worte, wie Sturmstöße wirkend, verständlich werden. Zerrissenheit in der Natur.)

(Hinter der Szene:) Finden will ich das wilde wilde Weib, ich finde es nicht, ich finde es nicht, ich habe die weite Welt durchstürmt, bei Tag, bei Nacht — gen Morgen, gen Abend, gen Mittag, gen Nacht, ich finde es nicht, (Kajin bricht hervor) in der endlosen Welt nicht ein Weib für mich! Ich finde es nicht! Nicht ein einzig Wesen! Nur ich! Nur ich! Kein Weib! Kein Weib! Ich finde es nicht und ist doch da!! Verfluchtes Leben! Verfluchter Gott! Denn du bist wohl doch! Nur mir zum Trotz! Denn wärst du nicht, ich fände mein Weib, ich fände mein Tier! Du frißt ja Tiere! Du frißt auch Menschen! Du würgst ja die Welt! Dir opfert die Einfalt alles, was ist! Und du schlingst das All und spei'st das Nichts, drum finde ich nichts! So schling doch mich! Und spei mich ins Nichts! Verfluchtes Leben! Ich klage dich an! Denn du bist kein Leben! Mein Leben gibst du mir nicht! Verfluchter Gott! Ich klage dich an! Denn du bist kein Gott! Gabst du mir Leben: was mein Leben ist, gib mir's! 's ist deine Pflicht! Gabst du mir Leib: was mein Leib will, gib mir's! 's ist deine Pflicht! Wider deinen Himmel schleudr' ich mein Klagean! und es reckt sich hinauf wie Riesenleviathans bäumender Schweif und peitscht herab deinen trügrischen Glanz und schmeißt ihn in Schmutz!! Verfluchte Menschen! Euch klage ich an! denn ihr seid nicht Menschen! (weich) Bin ich ein Mensch? So gut wie ihr! Ihr gebt mir meinen Menschen nicht. Bin ich ein Tier? So gut wie ihr! Ihr gebt mir nicht mein Tier! Und ist doch da!! Jeder Hund hat seine Hündin — ich finde das nicht! sein Weibchen jedes Vieh — ich finde das nicht! Euch klag' ich an, die ihr besitzt, die ihr genießt! Ihr habt's geraubt! Habt mir's geraubt! Habt euch genährt von des Armen Tier! Habt euch gefüllt mit Opferfett! Ihr seid wie Gott, drum seid verflucht!! Finden will ich das wilde wilde Weib, ich finde es nicht, ich finde es nicht, ich habe die weite Welt durchwühlt, des Urwalds Graun und der Höhlen Graus und der Wüsten endlose Ewigkeit, ich finde es nicht — . . . (er bricht zusammen.) -- (er beginnt zu schnüffeln.) —

Ich spür . . . hier haust . . . hier atmet . . Leben!
Ich wittre Menschen . . .! Duft vom Weib!
Ha! steckst du hier, mein . . .
Wahn!
Zurück, wildes Leben!
In deinen Abgrund, brüllendes Tier! — —
Horch . . .! — Still! zehrende Glut!
Lodre mir nicht!
Du zehrst doch nur . . . von dir.

(Schweigen. Er springt auf.)

Hier ist etwas! Ich finde das Weib! Ich finde das Weib! Es ist da! Es ist hier! — Horch! Still! Ich hör's . . . ich fühl's: Aus dem heißen Sturmwind spür' ich dein Atmen! Ich fühl's, wie durch die wildschöne Frühlingsnacht dein flammend Leben, dein brandend Blut mir entgegenschlägt, mir entgegenschreit! Wo bist du, wildes, einsames Weib? Ich höre dein Schrein! Ich komme! Ich bin's! der einsame

*) Das Drama, von dem wir hier eine Szene wiedergeben, wurde nach endloser Verhandlung mit der Zensur, dem Kultusministerium und dem Ministerium des Innern für die Aufführung in Berlin freigegeben. Am 23. Mai wird es in Berlin am Neuen Theater über die Bühne gehen und gleichzeitig als Buch bei Marquardt & Co. erscheinen.

Mann! Wo bist du ... wo? ... Ich finde dich ... Was wühlest du, mein Blut, in deiner sprengenden Brunst? Was strammst du dich, mein Leib, in deinem geilen Glück? Ich bin ihm ganz nah ... ich bin ihm ganz (Mondlicht) ...

Ah ...! ha ...! da ...! ich hab's ...! Ein Wesen ...! ein Arm ...! ein Mensch ...! ein Weib ...! — Bist du's ...? Du bist's!

(springt mit mächtigem Satz hinter die Szene. Ein gellender Schrei des Weibes geht durch die Nacht. Heißes Ringen und Atmen.)

Nun kommt das Frühjahr ...

Nun kommt das Frühjahr ... du wirst immer stiller ...
du bist sehr krank, ich will dich um nichts fragen,
doch manche deiner Mienen scheint zu fürchten,
daß wir uns andre sind als in den Tagen
des dämmrigen Dezembers ...

Da zog mich etwas in dein kleines Zimmer,
vor deinem Fenster wuchs der erste Schnee,
du neigtest mir den Mund, ganz ohne Liebe,
mir tat dein Kuß wie einem Knaben weh, —
du sahst mich an,
als wolltest du mich lesen wie ein Buch,
das lautete wohl nicht nach deinem Willen,
vielleicht zu klar, vielleicht nicht klar genug,
vielleicht zu still für deine eignen stillen
verschwiegnen Wünsche ...

Du stiegst vom Schemel auf die glatte Diele,
doch nieder strauchelnd ritztest du mein Ohr
mit der smaragdnen Blüte deines Rings,
ich wußte wer den Ring an dich verlor,
du lächeltest ...

Ich sah mein Blut und fühlte deinen Hohn
und schwur mir augenblicks dich so zu hassen
und dich mit einer Liebe zu verwirren,
von der du schwer, nur schwer einst würdest lassen, —
ja, ich begriff,
daß etwas in mir stark ward, auch wie du
kalt durch die Träume anderer zu gehn
und auch wie du mit fremder Glut zu spielen
und dein Geschlecht nicht wärmer anzusehn
als Baum und Stein ...

Das Frühjahr kommt, den kalten Eichenpark
will schon ein Hauch von grauem Rot durchweben, —
du hast den Blick von Menschen, die bald sterben, —
ich aber fürchte oft du möchtest leben
für mich ...

Hans Carossa.

Sie schreibt.

Von Robert Walser.

Tag, altes Untier. Sag mal, wo steckst du eigentlich? Man trifft dich ja überhaupt nie mehr zu Hause. Schon dreimal bin ich bei dir gewesen, ohne dich anzutreffen. Du verleugnest dich wohl. Du gibst vor, nicht zu Hause zu sein. Du verkriechst dich vor mir. Ich muß dir offen gestehen, daß ich glaube, daß du mich anschwindelst. Ich brauche Geld, etwa 100 Mark, kannst du mir die geben oder nicht? Ich hoffe, du wirst mir die Bitte abzuschlagen wagen, wenn du nicht Lust hast, sie mir zu erfüllen. Aber ich hoffe wiederum sehr wenig, ich mißtraue dir, ich glaube, du bist ein Feigling. Uebrigens habe ich in der Ausstellung dein Bild gesehen, es hat mir mißfallen. Du bist wohl erstaunt, mich so frei reden zu hören, aber erstens habe ich dir gegenüber keinerlei feinere Rücksicht zu nehmen, und zweitens ist es meine Gewohnheit, stets zu probieren, wie weit man es mit Frechheit in der Welt bringen kann. Du gibst vor, mich da in diesem Bild gemalt zu haben? Nein, Ferkel, das bin weder ich, noch ist das irgendein Mädchen der Welt, sondern das möchte bloß einige rohe Aehnlichkeit mit einem Weib haben. Ich will jetzt einige ernste Worte reden; die Laune, bitte, weiter gar nichts, veranlaßt mich dazu. Ich bin gut aufgelegt, ich will dich ärgern, denn offen gesagt, du bist zu hochmütig. Du hast mir vorgelogen, ein Langes und Breites, daß du unverheiratet seist, und nun höre ich von solchen, die deine Verhältnisse kennen, daß du Frau und Kind hast. Na, eine Lüge, was weiter, aber warum mußt du gelogen haben? Verachtest du mich? Ja, ich wittere es, du glaubst, mich zum besten halten zu dürfen, weil ich dir Modell stehe. Sag mal, kommt dir denn das nicht ziemlich unfein vor? Du bist Künstler, und du bildest dir ein, du seiest voller Vorurteilslosigkeit, oder besiehlst du dir nur deshalb, mich zu verkennen, weil du Angst vor mir hast? Ich bin vielleicht klüger als du denkst, Schatz, und es kann leicht möglich sein, daß ein Anstand in mir lebendig ist, von dessen Vorhandensein du überhaupt keine Ahnung hast. Du bist interessant, mein Lieber, aber du bist auch grob, und das verdirbt das Interesse, welches man dir geneigt ist entgegenzubringen. Ihr Künstler solltet die unbefangensten Menschen der Welt sein, und ihr seid manchmal die allerunfreiesten und unentschlossensten Menschen, und da wollt ihr dann immer vorgeben, daß ihr Genies wäret. Ich habe mich dir zur Unterhaltung hingegeben. Deswegen mußt du dir aber noch lange nicht einbilden, daß mir der Mut fehlt, dir Unangenehmes zu sagen. Du kannst vielleicht einiges von mir lernen, ich bin klug genug, dir zu sagen, warum du das nötig hast. Ich bin ein armes Mädchen. Hättest du Genie im Herzen, so würdest du mich lieben und mit einer Zärtlichkeit achten, die mit dem Glück, das dich beseelte, übereinstimmte, und dann würdest du mich auch besser haben malen können. Du bist kein großer Künstler, du bist nicht aufrichtig, nicht mutig, nicht zartfühlend genug zu so etwas. Warum willst du ein Mädchen malen, das du wie eine zudringliche Bettlerin behandelst? Daß ich keine Schmutzin bin, beweist dir die Sprache, die ich rede, und daß du nichts Großes bist, beweist deine unedle Gefühllosigkeit. Du wolltest absolut was Nacktes darstellen, du hast vielleicht an mir nur lernen wollen, ja, das glaube ich, nur lernen hast du wollen: das ist löblich, aber es ist schülerhaft. An uns, guter, trefflicher Junge, darf man nicht so trocken lernen wollen. Du kannst hundert, ja tausend Aktbilder von und nach mir verfertigen, es wird immer nur ein kläglich Studieren, nie aber, versteh mich, ein Schaffen, ein Hervorbringen von etwas Köstlichem sein. Du kannst Licht und Schatten und Fleischton, oder wie ihr das alles nennt, anbringen, zehn, zwanzig Feinheiten: oh, ich durchschaue dich. Mit einem Wort: solange du nicht etwas finden kannst zum Abmalen, wovor du zitterst, bleibst du ein Stümper. Gestatte, daß ich vermute, auch ein klein wenig

zu verstehen vom Handwerk. Wenn du mich so nackt hast vor dir liegen sehen, hast du da gar nicht gelitten, nicht eine Spur? Siehst du, ich selbst schauderte vor den eigenen Herrlichkeiten. Nein, nichts bist du, denn wenn man lügt, ist man nichts. Kannst du mich belügen und mich zu gleicher Zeit nackt gesehen haben? Es muß gar keine Zartheit in dir sein. Du bist ein Geschäftemacher, ein Fabrikant von Haufen von Bildern, aber kein Maler. O ihr Künstler! Euch läuft man ins Haus, zieht sich bereitwillig bei euch aus: und da wollt ihr noch lernen wie die Schulbuben. Gelernt, Knaben, solltet ihr vorher haben, in euren vielen vorangegangenen freien Stunden. Ihr seid träge gewesen, und wenn man dann zu euch kommt, werdet ihr roh. Schicke mir das Geld, ich erwarte es des bestimmtesten. Deine gute, liebe Frau bildet sich gewiß ein, du seiest ein großer Künstler, laß sie nur in dem Glauben, das ziemt dir. Ich habe wenig Achtung vor dir, aber ich finde dich neckisch, süßer, kleiner Affe. Adieu. Gehorche mir und sende mir umgehend das Gewünschte.

Das „verlorene Lied“. Ein literarischer Prozeß.

Ich stand vor Gericht. Allerdings nur als Zeuge. Aber ich fühlte mich schwer mitangeklagt: wegen Sittlichkeitsverletzung. (Ist doch immerhin makelhafter, als Körperverletzung.)

War ich doch der erste, der Kurt Münzers Buch „Das verlorene Lied“ gelesen hat: als Lektor des Verlages, dem es der Dichter zur Veröffentlichung angeboten hatte. Ich fühlte mich schuldig, denn ich habe es empfohlen als die starke Talentprobe eines ernst wollenden Poeten.

Das „verlorene Lied“ hat den Staatsanwalt besonders erregt. Kommt da ein Irrsinniger des Lebens, einer, der irre ging, und den Sinn suchte, in eine etwas faule, schwüle, lebenswütende Herzogsfamilie. Die Herzogin hat einen Liebhaber und der Herzog einen Kyneden. An die Zeit der Borgia mit ihrem Drang nach Laster und ihrer Angst vor dem Tode knüpft der Dichter an. Ein Taumel des Lebens ergreift alle Menschen. „Im Garten rufen die Nachtigallen. Sie sterben am Dufte der Rosen, der Mond hat alle Knospen gesprengt. Alle Kelche sind voll von Leuchtkäfern. Sie vermählen sich und sterben in den Kelchen.“ Liebe und Tod sind die zwei Gedanken, die diese Menschen rasend machen. Und es kommt der Irrsinnige hin, die Herzogin findet ihn schön und für einen Moment hört der Wahnsinnige das „verlorene Lied“ klingen und singen. Aber die Herzogin will nicht, daß auch andere Freude an diesem Menschen haben und schickt ihm den Giftbecher, den auch sie dann nehmen muß. Denn der Tod lauert umher: „Ein jedes Blatt hat seine Melodie . . Sterben ist Musik.“

Was der Staatsanwalt darin fand? — Die ganze Atmosphäre paßte ihm nicht.

Auch das kapriziöse und leichte Spiel „Spuk“ hat seinen Unwillen erregt. Sitzen da ein paar Mädels verschiedener Art und unterhalten sich über den Mann. Sie sind unter sich und kitzeln Frau Wahrheit. Die Melancholische sagt: „Das Leben ist ein ganz verwachsenes Dornröschenschloß und wir schlafen darin. Wer wird uns aufwecken? — Wer kommt, uns aus der Finsternis des Lebens die Türen zum Licht aufschließen?“ — Und die Moderne antwortet darauf: „Jeder Schlüssel, wenn er nur einen Bart hat! Der Mann ist unser Problem. Nichts ist einfacher zu lösen, als das Rätsel der Frau.“ Da kommt plötzlich eine der Freundinnen heraufgestürzt, erzählt von einem alten Herrn, der ihr nachspürte, und eine schreckhafte, grausige Angst bemächtigt sich der Mädchen. Sie haben Angst vor dem Mann. Der Mann kann der Tod sein.

Gerade in dieser stimmungsvollen Skizze hat der Staatsanwalt zwei böse Sätze gefunden; d. h. zu seiner Ehre sei es angenommen, daß er nur fürchtete, daß andre sie finden könnten, denn es gehört eine nicht gerade gesunde Phantasie dazu, in dem Worte „Jeder Schlüssel, wenn er nur einen Bart hat!“ eine ebenso absurde, wie gemeine Frivolität zu finden.

Oder das zweite: Die Mädchen haben Angst und fragen immer wieder: „Steht er noch unten?—“ Nein, die Verteidiger haben es von vornherein abgelehnt, dieser Insinuation auch nur mit einem Worte entgegenzutreten.

„Freundschaft“ und „Fräulein Tochter“ sind weniger angegriffen worden, obwohl auch da der Staatsanwalt es ganz abscheulich fand, daß eine Mutter den Freund ihres Sohnes lieben sollte, eine Frau, die in Düsterheit ihr Leben verbrachte und jetzt in der Abschiedsstunde sich bewußt wird, daß sie noch nicht alt ist, noch nicht ganz mit dem Leben abgeschlossen hat. Gewiß, es mag für den

normal empfindenden Menschen schwer sein, sich in die Rolle einer solchen Frau hineinzudenken, deren Liebesleben von Jugend auf durch die Ehe erstickt ist und jetzt plötzlich zum Ausbruch kommt, einem jungen, strebenden, starken Mann gegenüber. Man mag es menschlich nicht schön, moralisch nicht einwandsfrei finden — aber „Sittlichkeit verletzend“? —

Man staunt und schaudert.

Der Autor ist zu 100 Mark Geldstrafe verurteilt worden, obwohl der Staatsanwalt nicht weniger als 6 Monate Gefängnis, Ehrverlust und 3 Jahre Stellung unter Polizei-Aufsicht beantragt hatte. Ist das nicht niedlich?! Der Dichter unter Polizeiaufsicht. U je, der Schutzmann wird wahrscheinlich eher ein Dichter werden durch diesen Verkehr, als der Dichter „sittlich“.

Das Gericht schien sich in seinem Urteil dieser Auffassung anzuschließen und verhängte die kleine Strafe, die Kurt Münzer sicher anfeuern wird, uns Besseres und Gesunderes zu schenken.

A. Halbert.

Zueignung an *_*[1])

Ich nenne Ihren Namen nicht auf diesem Blatte. Dennoch wissen Sie, wenn Sie es überlesen, daß Ihnen das Buch zugehört. Von allen Menschen, die mir bisher begegneten, sind Sie der für mich am meisten von seinem zufälligen Namen gelöste, der am wenigsten von ihm bezeichnete, am weitesten hinter ihn zurücktretende. Vielleicht ist so wenig sichtbare Einheit in Ihnen, daß ich all das Widersprechende Ihres Wesens nicht vermag in einen Menschennamen zu fassen. Es erwacht mir wohl das Bild einer Persönlichkeit, wenn ich Ihren Namen nenne, aber es zerfällt rasch wie eine leere Form, sobald mich Ihr Auge anblickt. Dann sind Sie mir nur noch dunkle Kraft, ichlos wie Traum, die mich überströmt. Sie sind mir so unbegreiflich wirklich, wie sich selbst. Sie sind nicht Name. Sie sind ohne Kontur, umrißlos, ein sich flutend verhüllender Born des allgemeinsten Lebens. Das ist Ihre beglückende Beziehung zu mir und zu diesem Buche. Nehmen Sie es freundlich auf!

Weimar, im Winter 1906/07.

Wilhelm von Scholz.

Theater.

Deutsches Theater: Ulrich Fürst von Waldeck. Zu den härtesten und kantigsten der literarischen Probleme unserer Zeit gehört die Erscheinung des Dramatikers Eulenberg; es ist, unter dieser Art von Problemen, vielleicht das einzige, das nicht nur den Verstand, sondern auch das Gemüt anzurühren vermag. Denn auf dem Grunde dieses angestrengten Schaffens, das so viel Wildes und Wirres, Unebenes, Ueberlautes, mannhaft und kindisch Trotziges heraufwirft, spürt man eine lebendige Kraft im Walten. An ihrem regellosen Drängen, das sein Ziel noch kaum zu erkennen gibt, meint man zu merken, daß sie irgendwie in feindselige Fesseln geschlagen sein muß. Und möchte ihr gar zu gern ihre Freiheit wünschen und den großen ruhigen Atem überlegener Meisterschaft. Und bleibt doch immer verdrießlich und geängstigt, weil doch immer etwas in seinem Werk zu keuchen, halberstickt nach Luft zu ringen scheint. Es schmerzt, ihn solcher Art nicht zu sich selber kommen zu sehen. Ergänzt man sich freilich das Bild dieses Dichters in Linien, die sein Sprachliches und sein Menschliches zur Vollendung idealisieren, so erschrickt man fast vor der ausgedachten Größe und Gewalt. Man hätte es dann etwa mit einem neueren Heinrich v. Kleist zu tun, mit einem Genius, der nur den tiefauffurchenden Stürmen des Schicksals als seiner ebenbürtigen Mächte Zwiesprache gewährt, der stärkste und härteste Seelen mit der durchdringenden Kraft seiner Worte aufsprengt und um und um wendet. So müßte es sein, denkt man, wenn sein Talent nur Luft bekäme, wenn seine Größe voll würde, die sich da und dort, in einem ehernen Satz, in einem Bild voll plastischer Ruhe oder in dem Wagnis einer ungewöhnlichen Szene anzuzeigen scheint. Den Ursachen so prächtigen Mißlingens nachzugrübeln, möchte schon der Mühe verlohnen. Aber da werden eben alle Widersprüche dieses harten und kantigen Problemes offenbar. Warum erscheint dieser scharfsichtige psychologische Kenner oft so unvernünftig gewaltsam, warum dieser bewußte Geschmack oft so trüb, dieser gereckte und gehämmerte Wille so ziellos und fahrig? Als ob ihn irgend etwas in ungebührlich fortgesetzter Jugendlichkeit, in künstlich dauernder Brandung festgehalten hätte. Ich weiß keine rechte Antwort. Ich spüre nur, daß mir bei den Schicksalen der von ihm Geschaffenen oft angst und bang wird, weil mich das Gefühl drückt, als lebten und kämpften sie außerhalb der Atmosphäre, ohne Luft. Er hat eine Art Menschen zu zeichnen in scharfen rissigen Linien,

[1]) Diese Zueignung ist dem soeben bei Marquardt & Co. erschienenen Buche Wilhelm von Scholz' „Die Mystiker“ entnommen.

staubbedeckt, mit allen Flecken, Knoten und Knorren der Wirklichkeit; und stellt sie dann mit ihren Taten und Erlebnissen in den freien Raum hinaus, hoch an das Firmament sozusagen, ganz fern von Erde und Alltag. Diese zweifache Perspektive verdirbt ihm zumeist das Bild. In dem „Fürst Ulrich von Waldeck" sind Personen, die mit allen ihren Qualitäten von Rasse und Geblüt doch aus einem bestimmten Boden gewachsen sein müssen; aber dieser Boden ist nicht sichtbar. Auf einem Thron sitzen hintereinander zwei Männer von ganz eindrucksvollem, lebensstarkem Gepräge; aber der Thron, um den so heiß gekämpft wird, ist wie abgesägt von seinem Land, schwebt im Ungewissen. Die Menschen, die da gehaßt oder umworben, beglückt oder bedrückt werden sollen, sind von der lebenden Menschheit völlig abgezogen. Bewegte Konturen ohne Hintergrund, mächtige Worte ohne Widerhall. Das ist es, meines Erachtens, was auch die Schicksale in diesem Drama so ins Leere hinein wüten läßt; sie scheinen bei aller Größe und gehaltreichen Schönheit von nirgends her zu kommen und in sich selbst zu verlaufen; das verhüllt ihre dramatische Bedeutung mit so ärgerlichem Dunkel. Warum so viel Qual und Not und Tod? Woher wächst diesen Menschen ihr Haß, was treibt sie, einander zu hetzen und zu vernichten? Diese düster drohende und trotzig zerstörende Kraft kann doch nicht ohne Sinn sein! Sie ist es gewiß nicht. An mancher Stelle von edlerer und bedeutender Ruhe, an Punkten, wo nur das Gemüt, nicht Leidenschaft spricht, läßt sich dieser Sinn, wie eine geheime innere Musik des Werkes, wohltätig spüren. Aber dann stürzt gleich das Toben der aufgestachelten Wildheit darüber her, und alles klingt wieder verworren und zwecklos. Die eigene und reiche Sprache, die feste, einheitlich sichere Formung der Menschen, der gewaltige Zug des Geschehens, — alles das möchte diese Dichtung zu den großen Dramen stellen, die, unter einem deutlich faßbaren Symbol, vom Schicksal der ganzen Menschheit handeln. Aber eben diese Faßbarkeit ist hier nicht gegeben; und das Wüten und Leiden dieser Menschen scheint sich immer nur auf sie selbst und nie im geringsten auch auf eine Menschheit außerhalb zu beziehen. Das erklärt es einigermaßen, warum dieser Dichter, stark in der Gestaltung des Wortes, reich an Kenntnis der Seelen, leidenschaftlich im Einfall und groß im Wollen, bisher, trotz manches gut geführten Versuches auf der Bühne, dennoch niemals die leicht bewegliche Menge des Theaters zu sich herzwingen konnte. Niemand fühlt sich im Innersten angerührt, wenn sich auch jeder aufgeregt sieht. Es bleibt ein unbehaglich großes Warum zurück, über das die Freude am Anschauen nicht hinauskann. Denn die will im Grunde immer zu sich selbst zurück. Aber hier ist den Genießenden der Weg zu sich selbst durch das luftlose Dunkel schwerer Ereignisse, die sich auf nichts und niemand weiter zu beziehen scheinen, abgeschnitten.

So wollte auch diesmal die rechte herzliche Bestätigung nicht kommen. Doch verhielt sich der Widerspruch in respektvoller Scheu, niedergezwungen von der Erkenntnis edelster Absichten und zurückgescheucht von der bedeutenden Wirkung zweier schauspielerischer Gebilde: Kayßlers starker, herber und wunderbar geradliniger Menschlichkeit und Wegeners geistreich schattierter Zeichnung.

Willi Handl.

Neuromantik.

Ja, die Zeiten sind romantisch
und gefühlvoll durch und durch.
Altertümlich und gigantisch
sieht man die Hohkönigsburg.
Seine Majestät persönlich
hat das Weihefest beehrt.
Ist dir's auch nicht ungewöhnlich,
ist es doch bemerkenswert.
Einen Festzug gab's zu sehen
und zu hören Chorgesang.
Wirtshausleben. Wimpelwehen.
Ehrentrunk und Glockenklang.
Alles à la Mittelalter,
echt vom Scheitel bis zum Zeh.
Zorn von Bulach ward Verwalter,
(heute nennt man dies Portier).
Echte Jungfrau'n, echte Knappen
haben froh das Fest belebt,
und das kaiserliche Wappen
hat man ans Portal geklebt.
Echte kaiserliche Worte
gab's und Orden ebenfalls.
Echte Weine bester Sorte
goß man stromweis in den Hals.
Und so manche echte Träne
rollte manchem ins Gesicht.
Alles echt. — Allein die Pläne
für die Burg, — die waren's nicht.

J. Diot.

Rathenautokratie.

Als kürzlich die Jubiläumsschrift der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft versandt wurde (jenes Bilderbuch, dessen Text für den Wirtschaftshistoriker fast ohne Wert ist), wurde der Generaldirektor, der Geheime Baurat Emil Rathenau, in den Zeitungen mit überschwenglichen Worten gelobt. Und mit Recht ward hervorgehoben, daß seine Verdienste nicht auf dem Gebiete der Technik, sondern auf dem ihrer kaufmännischen Ausnutzung beruhen. Niemand vermag zu sagen, welchen Anteil Herr Rathenau, welchen Herr Karl Fürstenberg, der geschickte Leiter der Berliner Handelsgesellschaft, an den Finanzplänen nimmt, die von Zeit zu Zeit in den Direktionsräumen der Elektrizitätsgesellschaft ausgeheckt werden. Dennoch wird keiner an Rathenaus Befähigung zum Kaufmann zu zweifeln wagen, denn die Organisation des Riesenunternehmens liegt in seinen Händen und nicht in denen des Herrn Fürstenberg. Sicherlich wird er auch an den finanziellen Transaktionen einen großen Anteil haben. Die innige Verbindung tüchtiger Bankdirektoren mit gewandten Leitern industrieller Unternehmungen hat noch immer ihre Früchte getragen. Wenn der Bankmann allzusehr den Industriellen unter der Fuchtel hält, und nur nach seinem Willen die Projekte der Aktiengesellschaften zur Reife gelangen, stiftet's nichts Gutes; ebensowenig, wenn der Industrielle, der die Regungen der Börse, ihre Psychologie und ihre Bedürfnisse nicht zu beurteilen vermag, ohne die Hilfe des Bankiers über die Börse herrschen zu können glaubt.

Auch das neue Projekt der Berliner Elektrizitätswerke zeigt Fürstenbergschen Geist. Schon die Entwicklung des Aktienkurses deutete darauf hin, daß der Humorist der Behrenstraße neue Pläne ersinnt. Drei Wochen lang hat er die dünnen Fäden, die in der Burgstraße münden, in seiner Hand gehalten und wieder einmal erreicht, was so oft schon gelungen war: Die Kurse zu steigern und sein Effektenportefeuille zu verkleinern. Die Hausse in den Aktien der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft wurde entriert, weil die Konsortialbestände der Berliner Handelsgesellschaft zu großen Umfang angenommen hatten und die Zeit bald gekommen ist, wo neue Werte übernommen werden können. Drum wurden die immer leichtgläubigen Spekulanten mit törichten Gerüchten gefuttert, und das unsinnigste Geschwätz diente dazu, Herrn Fürstenbergs Zweck zu fördern. Die geplante Fusion zwischen den Berliner Elektrizitätswerken und der Elektrizitätslieferungs-Gesellschaft bildet den ersten Schritt für das neue Programm der Gründer. Doch dieser Schritt läßt nichts Gutes erwarten; eine schlimmere Vergewaltigung der Aktionäre ist selbst in der an Rücksichtslosigkeiten gegen Aktienminoritäten so reichen Finanzgeschichte nur selten vorgekommen. Herr Rathenau ist bei allen Vorzügen nicht bloß ein Autokrat gegenüber seinen Angestellten und Arbeitern, sondern auch gegenüber den Aktionären.

In der außerordentlichen Generalversammlung der Berliner Elektrizitätswerke vom 4. Januar 1907 fand der Zusatzvertrag mit dem Magistrat der Stadt Berlin die Genehmigung der Aktionäre. Herr Rathenau bat dringend um die Sanktionierung; der Vertrag sei für die Gesellschaft das günstigste, was erreichbar schien. Die warmen Worte des Geheimen Baurats fanden Widerhall, und das Abkommen ward sogar mit Stimmeneinheit angenommen. Trotzdem war ein großer Teil der Aktionäre nicht befriedigt, und der Aktienkurs der Elektrizitätswerke ging ständig zurück. Erst im Dezember 1907, wieder in einer Generalversammlung, wurde konstatiert, daß das Mißtrauen beseitigt sei. Der Vertrag werde, so sagte damals Herr Rathenau, jetzt richtiger gewürdigt als bei seinem Abschluß. „Die Aktionäre, die damals opponiert haben, haben eingesehen, daß wir jetzt mit guten, sicheren Verhältnissen rechnen können." Ob Magistrat und Stadtverordnete die Werke im Jahre 1915 übernehmen werden, stehe noch nicht fest. „Meine persönliche Ansicht ist aber die, daß die Herren sich wohl überlegen werden, ein Unternehmen zu erwerben, für das immerhin mehr als 100 Millionen Mark aufzuwenden sind und von dem ihnen mehr als 8 Millionen Mark zufließen." So stand's in den Zeitungen. Nirgends also eine Spur von Furcht, daß im Jahre 1915 den Aktionären Schaden erwachsen könne. Freilich mußte schon damals gefragt werden, warum denn, wenn die Gefahr so gering veranschlagt werde, Herr Rathenau gleichzeitig verkündete, die Elektrizitätswerke würden sich inzwischen nach anderer Beschäftigung umsehen, um den Fortbestand zu sichern. Die Frage muß jetzt wiederholt werden, denn das neue Projekt bezweckt die Angliederung der Lieferungsgesellschaft (eines Tochterunternehmens der A. E. G.), und wird damit begründet, auf diese Weise im Jahre 1915 die Liquidation der Elektrizitätswerke zu vermeiden. Den Widerspruch aufzuklären bleibt das Geheimnis der Faiseure. Noch weniger erklärlich aber ist, warum man es mit der Angliederung der neuen Werke so eilig hat; meinte doch sogar im Dezember Herr Rathenau, man habe für die neuen Pläne acht Jahre Zeit. Hätte man die Lieferungsgesellschaft nicht auch im Jahre 1915 bekommen, wenn die Stadt wirklich von ihrem Recht Gebrauch machen sollte? Gewiß, aber dann wäre Herr Rathenau

um den Genuß seiner Agiotage gekommen. — Denn hierin steckt der Kern seines neuen Planes. Die Aktionäre der Lieferungsgesellschaft erhalten für ihre Anteile Vorzugsaktien und Schuldverschreibungen der Berliner Elektrizitätswerke; auf diese Weise kann die A. E. G. gegen ihren Besitz von ca. 2½ Million Lieferungsaktien (die etwa mit Pari zu Buche stehen) einen höheren Betrag von Obligationen und Vorzugsaktien (der dem gegenwärtigen Kursstand entspricht) als Aktivum buchen. Sie erzielt hierbei rechnungsgemäß einen Gewinn von ca. 1¾ Millionen Mark. Der wird in diesem Jahr bei der Dividendenverteilung nützliche Dienste verrichten, weil man für die neuen Erweiterungspläne der A. E. G. einen hohen Aktienkurs braucht und darum die Dividende nicht schmälern möchte. Aus den Fabrikationsgewinnen sind aber kaum wieder 12 % zu verteilen, denn schon seit Monaten pfeifen es die Spatzen von den Dächern, daß die A. E. G. zu jedem nur annehmbaren Preise Aufträge hereinnimmt und mit aller Macht den Umsatz forciert. Geld auf jede nur mögliche Weise zu schaffen, war schon im vorigen Jahre das Bestreben der A. E. G.; der Geschäftsbericht weist aus, wie man die Effektenbestände verringert hat. Hierin liegt aber eine Benachteiligung der Lieferungsaktionäre, denn dieses Unternehmen (ein Trust für eine Reihe kleinerer Elektrizitätswerke) befindet sich in vortrefflicher Entwicklung. Die Anlage von Beleuchtungsanlagen fordert in den ersten Jahren kein geringes Risiko; nicht immer sind die Bewohner des Städtchens sofort bereit, den mit höheren Ausgaben verbundenen Kulturfortschritt zu akzeptieren. Für die A. E. G. freilich war das Risiko gering; sie hat schon am Bau ihre Gewinne erzielt. Just in dem Augenblick nun, wo dieses Risiko für die Aktionäre beseitigt erscheint, werden sie um den Ertrag zukünftiger Entwicklung gebracht, indem man ihnen Schuldverschreibungen und Vorzugsaktien aushändigt, die nur eine schmale Rente gewähren. (Die ursprünglich im Geschäftsbericht pro 1896/97 gegebene Versicherung der A. E. G., das ganze Kapital der Lieferungsgesellschaft als dauernden Besitz zu behalten, wurde bald nicht mehr gehalten.)

Die zweite Absicht der A. E. G., ihre Liquidität zu erhöhen, um das Geld vielleicht jetzt besser im Betrieb verwerten zu können, wird dadurch erreicht, daß sie die Lieferungsaktien in festverzinsliche Anlagewerte eintauscht, die bei den jetzigen Börsenzeiten leichter realisierbar sind. Man könnte hieraus den Schluß ziehen, daß der Nachteil der Lieferungsaktionäre doch wenigstens den Berliner Elektrizitätswerken zum Vorteil gereichen müßte.

Gewiß besteht deren Nutzen darin, die Aktien eines aussichtsreichen Unternehmens zu billigem Preise zu bekommen. Wer aber meint, von diesem Nutzen hätten die Aktionäre der B. E. W. Gewinn, begeht einen Fehlschluß. Die Berliner Elektrizitätswerke wollen nämlich gleichzeitig ihr Aktienkapital um 12,6 Millionen Mark vermehren und hiervon erhält die A. E. G. (nach veralteten Gründerrechten) die Hälfte zum Pariwert. Sie erzielt also auf Grund des jetzigen Kurses einen Gewinn von ca. 4,3 Millionen Mark. Hätte man den Erwerb der Lieferungsaktien jetzt nicht vorgenommen, so wäre die Ausgabe junger Aktien nicht nötig gewesen; der Kapitalbedarf wäre (wie im Vorjahre bereits beschlossen war) durch Ausgabe von Vorzugsaktien gedeckt worden. Aber Herr Rathenau hätte dann freilich seinen schönen Gewinn nicht erzielt. Ich will gar nicht verkennen, daß man die Lieferungs-Aktien nach 7 Jahren zu einem höheren Kurse hätte erwerben müssen; allein diesen Mehrwert hätten dann inzwischen die Aktionäre der Lieferungsgesellschaft erzielt, und er hätte niemals so groß werden können, wie das Agio an den jungen B. E. W. Aktien. —

Der Vorstand der Elektrizitäts-Lieferungsgesellschaft wird durch Herrn Paul Mamroth gebildet, der als Direktor der A. E. G. Herrn Rathenau untergeordnet ist. Der ist gleichzeitig Aufsichtsratsvorsitzender der Lieferungsgesellschaft; eine Personalunion, die selbst beim besten Willen den Aktionären des einen oder des anderen Unternehmens zum Schaden gereichen muß. Das hindert nicht, daß auch diesmal die Schäfchen (der Lieferungsgesellschaft) mit Freuden zur Schafschur eilen werden; schon lese ich in Gedanken, wie überzeugungstreu Herr Rathenau die Vorteile des Projekts für die Aktionäre entwickelt hat, und einstimmig wird man den Helden feiern, der so weise ersonnen hat, wie durch eine einzige Verkuppelung drei Ströme gleichzeitig in das Bett der Volkswohlfahrt zu leiten sind.

Bruno Buchwald.

Sodom und Gomorrha.

Der Aufsatz in Heft 7 über „Die Verpestung Berlins durch die Provinz" hat viel Widerspruch wachgerufen: zum Teil Entrüstung, zum Teil ein Achselzucken; bestenfalls eine „geistreiche Gedankenspielerei". Und doch würde es sich verlohnen, die Tatsachen einmal festzustellen. Es würden sich merkwürdige Ergebnisse zeigen. Ein kleines Beispiel dafür führt uns gerade jetzt die preußische Statistik vor. Berlin, der Sitz aller „Laster", die große „Verbrecherhöhle", ist derjenige Landesteil Preußens, in dem man seines Lebens

am sichersten ist. Paradox? — nein, zahlenmäßig beweisbar. Eine Zeitungsnotiz belehrt uns:

Eine Mordstatistik

für Preußen ist dieser Tage veröffentlicht worden. Danach fielen im Jahre 1906 696 Personen einem gewaltsamen Tode durch Mord und Totschlag zum Opfer. Auf 100 000 Einwohner starben im Durchschnitt durch Mord usw. 1,86 Personen; der Landespolizeibezirk Berlin steht mit 1,28 Personen an niedrigster Stelle. Obenan marschiert die Provinz Westfalen, in der 3,03 Personen von je 100000 Einwohnern durch Mord und Totschlag zu Tode kamen. An zweiter, dritter und vierter Stelle stehen Landesteile, in denen Junker- und Pfaffentum dominieren. So steht der rein ländliche, weitaus überwiegend von katholischer Bevölkerung bewohnte Bezirk Hohenzollern mit 2,93 Personen an zweiter Stelle, Schlesien mit 2,26 Personen an dritter, und Westpreußen, die Domäne unserer ostelbischen Junker, mit 2,25 Personen an vierter Stelle. Erst an siebenter Stelle kommt die Provinz Brandenburg mit 1,67 Personen von 100000 Einwohnern. Heinz Potthoff, M. d. R.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald: Berlin C, Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn, Robert Festi, Wien I. — Morgen-Verlag, Berlin W. 35, Steglitzerstr. 69. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Wittek, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverschleiße und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Geschäftliches.

„Die gebildete Gesellschaft." Unter diesem Namen ist im vergangenen Jahre eine neue Gründung ins Leben gerufen worden, die, ähnlich den Volksbühnen, aber in viel ausgiebigerem Maße, Lernbegierigen beiderlei Geschlechts Gelegenheit geben will, die neuesten Werke der Kunst und Wissenschaft kennen zu lernen. Für den geringen Jahresbeitrag von 5 Mark werden allwöchentlich im Architektenhause, Berlin, Vortragsabende von nur bekannten Fachleuten über Kunst, Wissenschaft und interessante Probleme und ähnliches veranstaltet. Mit diesen Vortragsabenden wechseln ab: Rezitationsabende, Vorleseabende, Konzerte, Kunstabende und Unterhaltungsabende, welche in bunter Reihe künstlerische, rezitatorische, musikalische und gesellige Darbietungen in sich vereinigen.

Den Mitgliedern werden ferner ermäßigte Preise beim Besuche der Berliner Theater, Konzerte, Ausstellungen, Kunstsalons usw. gewährt. Im Sommer werden Reisen und Ausflüge sowie Museumsführungen und im Winter gesellige Vergnügungen veranstaltet. Anfragen und Beitrittserklärungen sind an die Geschäftsstelle „Die gebildete Gesellschaft", Berlin NO. 18, zu richten.

Rheinwein Moselwein

Weinbau. **FRANZ GRAF jr., GEISENHEIM** a. Rh. Weinhandel.

Weinbergbesitz in Johannisberg und Winkel.

Der neue Stil: *vornehm, nicht allzu glatt mehr, anlehnend an Ueberliefertes, zweckmässig, das Künstlerische berücksichtigend . . . ist in vielen vortrefflichen Mustern vertreten bei*

Besichtigung erbeten.
Abbildung. kostenfrei.
Billige Preise . . . . .

W. Dittmar
Möbel-Fabrik, Berlin, Molkenmarkt 6.

INTERNATIONALES INSTITUT FÜR SOZIALBIBLIOGRAPHIE E. V.

INSTITUT INTERNATIONAL DE BIBLIOGRAPHIE SOCIALE — INTERNATIONAL INSTITUT OF SOCIAL BIBLIOGRAPHY

Zweck des von der deutschen Reichsregierung subventionierten Institutes:

dem Forscher und Studierenden durch die von einer Zentralstelle aus erfolgende Sammlung, Sichtung und Veröffentlichung aller Titel der Neuerscheinungen (Bücher und Aufsätze der rund 600 Fachzeitschriften) **das zeitraubende und mühsame Materialsammeln zu erleichtern, den Staatsmann, Parlamentarier, Publizisten und jeden Interessenten des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens in die Lage zu versetzen, sich schnell und gründlich zu informieren über alles, was veröffentlicht wird, einschl. der Parlamentsreden auf sozialem Gebiete.**

Arbeitsbereich: Soziologie; theoretische und praktische Nationalökonomie; Politik; Sozialgeschichte, insonderheit Wirtschaftsgeschichte; Sozialpolitik; Finanzwissenschaft und Finanzpolitik; Statistik; Bevölkerungslehre; ferner als Hilfswissenschaften: Philosophie, Rechtswissenschaft, Handelswissenschaften, Technik, Geographie, Ethnologie, Anthropologie etc. **Veröffentlichungen:** A. Monatlich die „Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften", die enthalten: 1. **Monographische Studien** über bestimmte Gebiete der bibliographischen und literaturkritischen Forschung und praktischen Arbeit. 2. Eine **Chronik** über die wichtigsten Ereignisse auf diesem Gebiete. 3. Eine monatliche Zusammenstellung der neuerschienenen und eingegangenen Fachzeitschriften nebst deren Charakteristik. 4. Die **Bibliographie der gesamten Sozialwissenschaften**, mit 72 Abteilungen und Uebersetzungen fremdsprachiger Titel sowie Inhaltsangaben. Umfasst ausser der Buchliteratur von 16 Sprachgebieten die Titel der Aufsätze von rund 1000 Fachzeitschriften, Tageszeitungen und Parlamentsprotokollen. B. jährlich ein ca. 24 000 Titel von Neuerscheinungen umfassendes bibliographisches Jahrbuch. C. Monographien, zunächst ein Führer durch die internationalen sozialen Fachzeitschriften (ca. 6000). **Mitgliedschaft:** Gratisbezug der Veröffentlichungen. Jahresbeitrag M. 25.—, für Studierende und Schriftsteller Ermässigung. **Drucksachen und Probenummern** versendet das Hauptbureau Berlin W. 50, Spichernstrasse 17. :: :: :: :: :: :: :: ::

In der
Kunstausstellung
Arthur Dahlheim
werden jetzt 500 Stück Original
Oelgemälde
allererster Meister
sehr preiswert abgegeben, desgleichen
echte
Perser Teppiche
in allen Grössen.
Achten Sie genau auf
Haus Nr. 44, Wilhelmstrasse.

Malleus Maleficarum.
DER HEXENHAMMER. 1489—1906, kritische deutsche Ausg. von J. W. R. Schmidt. 3 Bde. 795 Seit. Brosch. 20 M. 3 Originalbände 24 M. Einzeln käuflich!

Einige Urteile der Presse:

„Die Bibel der Hölle", „das verruchteste und unsittlichste Buch der Weltliteratur", „aber ein kostbares Kulturdokument", „für den Dilettanten im Sinne Goethes, für dieses Elitepublikum, das eigentlich das geistige Niveau eines Volkes bestimmt und der wahre Träger und Verbreiter der Nationalbildung ist, bietet der Hexenhammer eine Quelle unerschöpflicher Belehrung" etc. etc.

Ausführlichen Prospekt und Verlagsverzeichnisse gratis und franko. Verlagsanerbietungen erwünscht.

Herm. Barsdorf, Verlag, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen &c. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).
21/22, Johann Georgstr., Berlin-Halensee.

Wiesbaden: **Nassauer Hof** Hotel u. Badhaus
am neu erbauten Kurhaus und Königlichen Theater

Bei Bestellungen wolle man sich auf den
„Morgen"
beziehen.

Inseraten-Annahme für den **„Morgen"** durch den Verlag des „Morgen", Berlin, Steglitzerstr. 69. (Tel. VI, 2271), sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Verantwortlich für die Inserate: P. W. Heinrich-Schöneberg. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W.

Proben franko.

Versandhaus für

Seidenwaren und Wollstoffe

Unerreichte Auswahl bei billigsten Preisen.

August Michels, Berlin W. 8

Leipziger Strasse 96, Ecke Charlottenstrasse.

4 Hoflieferanten-Diplome. ═══ *Prämiiert Paris 1900.*

Katalog gratis.

DOKUMENTE DES FORTSCHRITTS

INTERNATIONALE REVUE

JUNIHEFT: ÖKONOMISCHE NUMMER

Einzelheft 1 Mark

VERLEGT BEI GEORG REIMER: BERLIN

Werkstätten für Handwerkskunst

Otto Erdmann junior

Hoflieferant Sr. königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Leopold von Preussen.

Berlin SW 61 Tempelhoferufer 27

Inhalt

		Seite
Wilhelm Bölsche	Maßregeln im Kampf der Weltanschauung	677
Rudolf Martin	Die Finanzen des Reiches u. der Einzelstaaten	685
Andrew Carnegie	Ceyloner Reiseeindrücke	689
Otto Julius Bierbaum	Blätter aus Fiesole	693
Berthold Litzmann	Was sollen wir lesen?	697
Emmy Destinn	Rahel	702
Hans von Kahlenberg	Der enigmatische Mann	705
A. L.	Mehr Schmutz für den Bahnhofsbuchhandel	707
	Politische Gedichte	708

Manuskripte nur an die Schriftleitung: **Dr. Artur Landsberger,** Berlin W. 9, Lennéstraße 3 I.

Unsere neue

SOLODANT-Erfindung

bewirkt die selbsttätige Hervorhebung der Melodie, auch innerhalb eines Akkordes. „SOLODANT" ist das Ergebnis vieljährigen Studiums, die wichtige Ergänzung des von uns anfangs 1901 erfundenen und bei der „PHONOLA" zuerst angewandten Mechanismus für getrennte Bass- und Diskant-Nuancierung. Was angesichts der getrennten Nuancierung und der KÜNSTLERROLLEN bei einiger Uebung zufolge persönlicher Einwirkung jeher erreicht wurde, ist jetzt durch „SOLODANT" auch dem ungeübten Spieler vom ersten Tage an möglich.

Mit der Solodant-Einrichtung werden geliefert:

Die **Meisterspiel-Phonola** und das **Phonola-Piano.**

Prospekte kostenfrei.

LUDWIG HUPFELD A.-G., LEIPZIG

Berlin W., Leipziger Strasse 123a, Ecke Wilhelmstrasse.